



# Virtuelles Zentrum für kulturelsemiotische Forschung

Student Research Papers | No. 14/2025

Herausgegeben von Martin Nies

Klara Ringele

## Sprachliche Konstruktionen psychischer Krankheiten

am Beispiel männlichen autobiografischen Erzählens in  
Tobi Katzes *Morgen ist leider auch noch ein Tag* und  
Nicholas Müllers *Ich bin mal eben wieder tot*





# Sprachliche Konstruktionen psychischer Krankheiten

am Beispiel männlichen autobiografischen Erzählens in  
Tobi Katzes *Morgen ist leider auch noch ein Tag* und Nicholas Müllers *Ich bin mal eben wieder tot*

Klara Ringele

**vz kf** [www.kultursemiotik.com](http://www.kultursemiotik.com)

**Virtuelles Zentrum für kultursemiotische Forschung**  
**Student Research Papers | No. 14/2025**

Herausgegeben von Martin Nies

## Titelnachweis

Klara Ringele: Sprachliche Konstruktionen psychischer Krankheiten am Beispiel männlichen autobiografischen Erzählens in Tobi Katzes *Morgen ist leider auch noch ein Tag* und Nicholas Müllers *Ich bin mal eben wieder tot*

VZKF Student Research Papers, hrsg. v. Martin Nies; No. 14/2025

URL:

([https://www.kultursemiotik.com/wp-content/uploads/2025/02/VZKF\\_SRP\\_No.14-2025\\_Ringele\\_Sprachliche-Konstruktionen-psychischer-Krankheiten-am-Beispiel-maennlichen-autobiografischen-Erzählens.pdf](https://www.kultursemiotik.com/wp-content/uploads/2025/02/VZKF_SRP_No.14-2025_Ringele_Sprachliche-Konstruktionen-psychischer-Krankheiten-am-Beispiel-maennlichen-autobiografischen-Erzählens.pdf)).

Diese Studie entstand als Abschlussarbeit im *BA Bildungswissenschaften Deutsch* an der Europa-Universität Flensburg.

Betreuung: Dr. Michael Drommler

Titelbild: Pixabay

**vz kf** [www.kultursemiotik.com](http://www.kultursemiotik.com)

**Virtuelles Zentrum für kultursemiotische Forschung**

**Student Research Papers**

## Impressum

© 2025 | **VZKF**

[www.kultursemiotik.com](http://www.kultursemiotik.com)

Alle Rechte vorbehalten

Verantwortlich für den Inhalt der Beiträge sind die Autorinnen und Autoren. Für evtl. Verletzungen des Urheberrechts kann der Herausgeber nicht zur Verantwortung gezogen werden.

Herausgeber / Redaktion:

Prof. Dr. Martin Nies  
Europa Universität Flensburg  
Fakultät II  
Institut für Germanistik  
Abteilung Literatur- und Medienwissenschaft  
Auf dem Campus 1  
24943 Flensburg  
Germany

Email: [redaktion@kultursemiotik.com](mailto:redaktion@kultursemiotik.com)

# Inhalt

<b>1. Themenhinführung, Relevanz und Vorgehen</b>	7
<b>2. Verschiedene theoretische Zugänge und Gedankengänge</b>	8
Die Metaphertheorie nach Johnson und Lakoff	
Framesemantik – ein kleiner Einblick	
Diskurse als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen	
Der Diskurs über psychische Krankheiten in der (Medizin-) Linguistik	
<b>3. Eine Analyse zweier autobiographischer Romane – Depressionen und Angststörungen</b>	15
Die Bilder des Grübelns	
Die Funktionsmetapher	
Die Krankheit als Lebewesen	
Farbmetaphern und dazugehörige Räume	
Stigmata, Normalitätswünsche und die Frage nach der Verrücktheit	
Eine Krankheitsgeschichte als Reise	
Allgemeine sprachliche Auffälligkeiten	
<b>Sprache, Sprechen, Psychotherapie</b>	35
<b>Und jetzt?</b>	37
<b>Literaturverzeichnis</b>	40

Mit großer Dankbarkeit und vielen Gedanken für alle, die meine Metaphern  
gehört und verstanden haben.

## 1. Themenhinführung, Relevanz und Vorgehen

Das Sprechen über psychische Krankheiten wird bis heute in unserer Gesellschaft als ein tabuisiertes Thema angesehen. Obgleich durch die sozialen Medien der Versuch einer Aufklärung besteht, ist noch immer großes Unwissen in der Gesellschaft über die Symptomatiken und das Erleben dieser präsent. Als ein weiterer Schritt zur Aufklärung dieser Thematiken entscheiden sich immer mehr Personen des öffentlichen Lebens dazu, ihre Krankheitsgeschichte in Form eines Buches zu teilen. Interessant ist hierbei die Verwendung sprachlicher Mittel zur Beschreibung von Depressionen, Panikattacken oder anderen psychischen Leiden. Doch wieso ist das so?

Beschäftigt man sich mit diesem Themenkomplex, kann man der Frage nachgehen, welche sprachlichen Zeichen die Vorstellungen über die zwei Pole „Gesundheit“ und „Krankheit“ prägen und wie die Nutzung etwaiger Gebrauchsformen wiederum das Bestehenbleiben dieser Vorstellungen bedingt. Des Weiteren muss man sich die Frage stellen, inwiefern Sprache zu Stigmatisierungen im Kontext des Themas führen kann und wie eine „Normalität“ bzw. „Abnormalität“ im Denken und Sprechen über psychische Krankheiten erzeugt wird. Um diesen Fragestellungen nachzugehen, möchte ich in dieser Arbeit verschiedene Perspektiven auf den sprachlichen Umgang mit psychischen Erkrankungen aufzeigen. Hierfür werde ich die Perspektive der Diskurslinguistik skizzieren sowie verschiedene Beiträge aus der Medizinlinguistik verwenden. Vorwegnehmen kann ich zu diesem Zeitpunkt bereits, dass sich beide Fachrichtungen dahingehend einig sind, dass Sprache der entscheidende Faktor dafür ist, wie miteinander umgegangen wird. Dadurch, dass Studien vor allem in psychologischen oder psychiatrischen Settings entstehen müssten, gibt es bisher allerdings kaum aussagekräftige Untersuchungen zu diesem Themengebiet. Dieser Aspekt bringt mich dazu, auf autobiographische Romane zurückzugreifen. Denn obgleich es bisher eine unzufriedenstellende Auswahl an wissenschaftlicher Literatur zum Thema psychische Gesundheit und Sprache, sowie psychische Gesundheit, Sprache und Gesellschaft gibt, heißt das nicht, dass die Relevanz des Themas gering ist. Im Gegenteil ist es von großer Bedeutung den (sprachlichen) Umgang mit psychisch Erkrankten zu untersuchen, um gesellschaftliche Wissensstrukturen und damit verbundene Stigmata aufzubrechen.

Folglich möchte ich mich in der vorliegenden Arbeit mit dem Diskurs über psychische Krankheiten auseinandersetzen, indem ich zwei autobiographische Romane analysieren werde. Im Vorfeld werde ich dafür analytische Zugänge wie die Metapherntheorie nach Lakoff und Johnson umreißen, sowie auf framesemantische Analysemöglichkeiten verweisen. Anschließend werde ich sprachwissenschaftliche Theorien hinsichtlich gesellschaftlicher Diskurskonstruktionen erläutern, bei denen es vor allem um die Diskurse als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen gehen soll. Im dritten Schritt dieser Arbeit werde ich dann in „Heute ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet“ von Tobi Katze den sprachlichen Ausdruck über das Erleben von Depressionen analysieren. Weiterführend werde ich mir die sprachlichen Konstruktionen und Bilder des Sängers Nicholas Müller in seinem Buch „Ich bin mal eben wieder

tot. Wie ich lernte, mit Angst zu leben.“ ansehen, in dem er von seiner Angststörung berichtet. Als Textkorpora bieten sich diese Bücher an, um einen Einblick in zwei Krankheitsbilder zu bekommen, die sehr weit verbreitet sind und sich teilweise auch gegenseitig bedingen können. Bei der Analyse wird vor allem der bildliche Ausdruck über die Symptomatiken und die Frage nach der Normalität im Vordergrund stehen. Interessant werden hierbei auch die Reaktionen des sozialen Umfeldes beider Autoren auf deren „Outing“ sein. Hierbei sollen die zuvor erläuterten Theorien auf den ausgewählten Korpus angewendet werden. Abschließend soll ein Fazit gezogen werden können, welches die Arbeit zusammenfasst und vermeintliche Ursachen für die Problematik benennen kann. Ein Ausblick zum besseren Umgang mit psychisch Erkrankten auf sprachlicher Ebene wäre wünschenswert.

## 2. Verschiedene theoretische Zugänge und Gedankengänge

In diesem Kapitel möchte ich zunächst einen Überblick über theoretische Zugänge geben, die für die spätere Analyse von Bedeutung sind. Hierbei soll es zum einen um die Metapherntheorie gehen und zum anderen ein Einblick in die Framesemantik gegeben werden. Des Weiteren möchte ich mich mit dem Feld der Diskurslinguistik auseinandersetzen und wie diese mit soziolinguistischen Aspekten zusammenhängt. Vorangestellt sei die Erkenntnis, dass jeder dieser Teilbereiche so umfassende Gedankengänge bereithält, dass ich im Rahmen dieser Arbeit nur aspektbezogen auf die einzelnen wissenschaftlichen Ansätze eingehen kann. Dennoch soll ein Überblick gegeben werden, auf den ich dann in der Analyse rückgreifen kann.

### 2.1 Die Metapherntheorie nach Johnson und Lakoff

Um eine sprachwissenschaftliche Analyse hinsichtlich des Ausdrucks über psychische Krankheiten durchführen zu können, bietet es sich an, sich mit der konzeptuellen Metapherntheorie von Mark Johnson und George Lakoff auseinanderzusetzen. In ihrer Theorie gehen die beiden Wissenschaftler davon aus, dass Metaphern keine rein poetischen Stilmittel sind, sondern diese vielmehr schon in dem menschlichen Sprachgebrauch existieren. „If we are right in suggesting that our conceptual system is largely metaphorical, then the way we think, what we experience, and what we do every day is very much a matter of metaphor.“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 3) Laut dieser Aussage verwenden wir Metaphern im Alltag häufig unbewusst. Im Verlauf ihrer Arbeit zeigen Johnson und Lakoff anhand von alltäglichen sprachlichen Konzepten auf, wie Metaphern in unserem Alltag stattfinden. So wird zum Beispiel die Metapher „*Argument is war*“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 4) analysiert, in dem gezeigt wird, welche kriegerischen Attribute mit dem Konzept verbunden sind. In diesem Falle also, dass eine Diskussion verloren oder gewonnen werden kann; der Diskussionspartner als Gegner

identifiziert wird; die Gegenargumente angegriffen und die eigenen Argumente verteidigt werden. Obgleich keinerlei physischer Kampf ausgetragen wird, wird eine Diskussion unbewusst mit einem solchen sprachlich gleichgesetzt (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S.5). Hierbei geht man davon aus, dass jede Metapher einen konkreten Ursprungs – und abstrakten Zielbereich hat, auf welchen sie referiert (vgl. Kalasznik & Staniewski, 2020, S. 194). Bezogen auf das eben beschriebene Beispiel, wäre somit *Krieg* der Ursprungsbereich, aus welchem bestimmte Kollokationen für den Zielbereich *Diskussion* metaphorisch verwendet werden.

„Our conventional ways of talking about arguments pre-suppose a metaphor we are hardly ever conscious of. The metaphor is not merely in the words we use – it is in our very concept of an argument. The language of argument is not poetic, fanciful or rhetorical; it is literal. We talk about arguments that way because we conceive of them that way – and we act according to the way we conceive of things.“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 5)

Neben diesen strukturellen Metaphern unterscheiden Johnson und Lakoff zwischen den ontologischen Metaphern und den Orientierungsmetaphern. Das bedeutet, dass sich die Konzepte der Metaphern unterschiedlich bilden lassen. Angefangen mit den Orientierungsmetaphern wird aufgezeigt, dass die Verwendung von diesen Metaphern auf einer räumlichen Orientierung basiert, also einer Konstruktion von Gegensätzen wie *oben – unten*, *in – aus*, *vorne – hinten*, *ein – aus*, *tief – flach* und *zentral – peripher* (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 14). Wie sich diese Konstruktionen genau auf Ausdrücke auswirken, kann von Kultur zu Kultur unterschiedlich sein (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 19), worin zu sehen ist, in welcher Wechselwirkung Sprache und Kulturen stehen. Gerade das Konzept *oben – unten* ist in der englischen Sprache eng mit Ausdrücken über Gesundheit und Krankheit verbunden. So steht der häufig verwendete Ausdruck „*I’m feeling up today*“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 14), den Ausdrücken „*I’m feeling down*. [...] *I fell into a depression. My spirits sank*.“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 15) gegenüber. Demnach kann der Schluss gezogen werden, dass Gesundheit und positiv erlebte Gefühle nach oben orientiert und Krankheit bzw. negativ erlebte Gefühle nach unten orientiert geäußert werden. Desweiteren ist für diese Arbeit die Erkenntnis wichtig, dass alles Rationale eine Richtung nach oben zugewiesen bekommt, wohingegen alles Emotionale in der Sprache eine nach unten orientierte Richtung aufweist.

„The discussion *fell to the emotional level*, but I *raised it back up to the rational plane*. [...] In our culture people view themselves as being in control over animals, plants and their physical environment, and it is their unique ability to reason that places human beings above other animals and gives them this control. *CONTROL IS UP* thus provides a basis for *MAN IS UP* and therefore for *RATIONAL IS UP*.“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 17)

Bei ontologischen Metaphern hingegen kann man sehen, dass „der Ursprungsbereich dem abstrakten Zielbereich einen neuen ontologischen Status verleiht.“ (Kalasznik & Staniewski, 2020, S. 195) Hierbei entstammt der Ursprungsbereich alltagsnahen Gegenständen oder Sachverhalten, die auf schwer greifbare, abstrakte Zielbereiche angewendet werden können, um diese verständlicher zu umschreiben. So ist es kaum verwunderlich, dass Personifikationen bei Lakoff und Johnson als ontologische Metaphern mit aufgefasst werden (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 33). Ein bekanntes Beispiel für eine ontologische Metapher ist „*The mind is a machine*“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 27). Hierbei wird die Funktionsfähigkeit des menschlichen Gehirns mit einer Maschine gleichgesetzt, die kaputt gehen kann oder dessen Funktion an manchen Tagen eingeschränkt sein könnte. Es geht dabei vor allem um die Vorstellung, dass das Gehirn einen Schalter zum An – und Ausmachen hätte, als auch um Ideale wie Effizienz und Produktivität (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 28). Als differenzierte Version dieser Metapher gibt es ferner den Ausdruck „*The mind is a brittle objekt*“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 28). Diese Metapher ist deutlich spezifizierter in ihrem Anwendungsbereich und zielt auf die psychische Stärke eines Menschen ab („*She is easily crushed. The experience shattered him.*“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 25)). Wie schon bei den Orientierungsmetaphern schreiben Lakoff und Johnson, dass auch diese Art der ontologischen Metaphern unterbewusst in unserer Sprache auftauchen und als wahr empfunden werden. Dass dabei eine Metapher verwendet wurde, bemerken nur wenige, da es das Denken und Handeln der Gesellschaft widerspiegelt (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 28-29).

Obgleich wir nun als Menschen unbewusst mit Metaphern kommunizieren, verstehen wir uns bezogen auf diesen Kontext gegenseitig trotzdem meist ohne größere Schwierigkeiten. Dieses Phänomen begründen Lakoff und Johnson vor dem Hintergrund, dass wir viele der metaphorischen Konzepte selbst erleben.

„[...] [T]he structure of our spatial concepts emerge from our constant spatial experience, that is, our interaction with the physical environment. Concepts that emerge in this way are concepts that we live by in the most fundamental way. Thus UP is not understood purely in its own terms but emerges from the collection of constantly performed motor functions having to do with our erect position relative to the gravital field we live in.“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 56-57)

Weiter führen die Wissenschaftler aus, dass dieses Erleben nicht nur auf die räumlichen Ordnungen bezogen werden kann, sondern auch auf das kulturelle Gedankengut. Sie gehen sogar so weit, dass alle Erfahrungen kultureller Natur sind, wodurch die Sprache bedeutend geprägt wird. Dennoch können Differenzen ausgemacht werden, da gewisse Erfahrungen mehr körperlicher und andere mehr kultureller Art sind (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 57).

An diesem Punkt beende ich die Ausführungen zu der konzeptuellen Metaphertheorie, auch wenn es noch deutlich mehr Differenzierungen und

Ausführungen dazu zu lesen gibt. Für den Anwendungsbereich dieser Arbeit sind jedoch die wichtigsten Erkenntnisse von Lakoff und Johnson herausgearbeitet.

## 2.2. Framesemantik – ein kleiner Einblick

Hilfreich für die ausstehende Analyse ist auch ein Blick in die Framesemantik. Hierfür möchte ich mich vor allem auf die Verstehensweisen von Dietrich Busse beziehen, der in der moderneren Linguistik Vorreiter ist. Innerhalb der Framesemantik beschäftigt man sich mit den Verstehensprozessen, die durch (sprachliche) Kommunikation ausgelöst werden (vgl. Busse, 2012, S. 11). Es geht darum zu untersuchen, welches verstehensrelevante Wissen abgerufen werden muss, um bestimmte Kontexte verstehen zu können. Dies beinhaltet umgekehrt also auch zu erforschen, welche Wissensrahmen unterbewusst bereits gebildet wurden, um sich miteinander über jegliche Inhalte austauschen oder auch nur Situationen verstehen zu können (vgl. Busse, 2012, S. 11, S. 535). Für die vorliegende Arbeit wäre es zu komplex Framenetze zu analysieren. Allerdings ist das Prinzip der Frame – Entstehung im Hinblick auf die gesellschaftskritischen Aspekte der Sprache über psychische Krankheiten interessant, die im Verlauf dieser Thesis aufgegriffen werden sollen.

„Der hier vertretenden Auffassung zufolge ist menschliches Wissen selbst grundsätzlich in Form von Frames strukturiert und wird in dieser Form im Langzeitgedächtnis gespeichert und situationsbezogen wieder abgerufen. In der Leistung, das verstehensrelevante Wissen als solches zu erschließen und zu beschreiben, wird von den Linguisten, die sich auf den Frame – Begriff beziehen, der eigenliche Ertrag der Frame – Semantik gesehen.“ (Busse, 2012, S. 539)

Die Verknüpfung des Wissens beschreibt Busse an einem recht simplen Wort wie *einkaufen*. So wissen wir, dass dieses zusammengesetzte Verb aus dem Verb *kaufen* und dem Präfix *ein* besteht. Des Weiteren wissen wir, dass zu einem „Kaufereignis“ ein *Verkäufer* und ein *Käufer* sowie ein Gegenstand gehört, auf den sich das Wort *kaufen* bezieht. Diese Alltagssituation erlaubt uns andere, nicht ganz eindeutige Situationen einem Kaufereignis zuzuordnen. Busse schreibt hier von dem Beobachten eines Drogendeals, den wir als einen solchen Kauf identifizieren können. Dies gelingt jedoch nur, wenn man ein gewisses „Konglomerat von Wissen“ anwendet, in dem das eine in festen strukturellen Beziehungen mit dem anderen zusammenhängt.“ (Busse, 2012, S. 10) In diesem Beispiel ist demnach das Austauschen von Geld gegen Ware, der Rahmen, der die Zuordnung eines Kaufs erlaubt. Solche Wissensrahmen können sich weiterführend durch Erfahrungen erweitern, müssen aber nicht in jeder Situation mit all ihren Elementen vorkommen, um aktiviert zu werden (vgl. Busse, 2012, S. 10). Das Entstehen dieser Frames, also die Verknüpfung von Wissen mit sprachlichen Zeichen, ist ein individueller Prozess, der allerdings sozial beeinflusst wird (vgl. Drommler, 2022, S. 68). Dies lässt sich darin begründen, dass Frames prototypische Strukturen des Wissens sind, die wiederum eng mit der Sozialität oder Konventionalität des

Wissens verbunden sind (vgl. Busse, 2018, S. 79). In anderen Worten kann man sagen, dass Frames durch „gesellschaftliche Prägungen“ (Busse, 2018, S. 79) gebildet werden, deren Aktualisierung und Aktivierung individuell geschehen. Eine Variation der Differenziertheit solcher Frames ist dann als Folge in verschiedenen sozialen Kontexten zu sehen (Experten / Laien – Divergenz) (vgl. Busse, 2018, S. 80). An dieser Stelle möchte ich die These anbringen, dass aufgrund dieser Varianzen in bestimmten sozialen Kreisen mehr Stereotypen hinsichtlich psychischer Krankheiten ihren Ausdruck finden als in anderen Gruppierungen, innerhalb derer sich mehr mit dieser Thematik auseinandergesetzt wird – egal ob aus fachlicher oder persönlicher Perspektive heraus. Dieser Aspekt wird in der Analyse noch mehr Beachtung finden.

### 2.3 Diskurse als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen

Führt man die Gedankengänge der Framesemantik weiter, ist es recht naheliegend, dass Sprache dazu dienen kann, kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen oder Denkweisen zu rekonstruieren. Untersucht man dementsprechend ein Themenfeld auf verwendete sprachliche Konstruktionen, kann dies darüber Aufschluss geben, wie zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Rahmen über dieses Thema gedacht wurde. Diese Herangehensweise mündet in der Diskurslinguistik, in der es nach Foucault darum geht, „wie Diskurse >Wissen< und damit >Gegenstände< oder >Phänomene< konstituieren.“ (Keller, 2023, S. 90) Man könnte auch sagen, Diskurslinguistik untersucht das, was wir für die Wirklichkeit halten; was dem gesellschaftlichen *common-sense-Denken* folgt und als *außersprachliche Wirklichkeit* gesehen werden kann. (vgl. Busse, 2013, S. 55) Allein durch diese Aussage wird gezeigt, dass sich die Diskurslinguistik einem sozial verbundenen Thema widmet. Diesen Aspekt führt Busse unter anderem damit weiter aus, dass sich sprachliche Zeichen unvermeidlich sozial verhalten, da sie gesellschaftlich in „Kommunikationsregelwerke“ formiert und weitergegeben werden. (vgl. Busse, 2013, S. 60-62) Als Framesemantiker ist es nicht verwunderlich, dass Busse hierbei auf die Framesemantik erneut zurückgreift. Dennoch oder gerade deshalb ergibt es Sinn, dass sich die Sozialität von Diskursen in der Nutzung und Neuentstehung von Frames begründen lässt.

„Es ist dies[er] ein[e] Punkt, wo das ‚Soziale‘ elementar auf das ‚Wissen‘, das ‚Denken‘ und seine ‚Inhalte‘ einwirkt, da die diskursiven Prozesse und Strukturen letztlich immer nur als soziale Prozesse und als aufgrund sozialer Prozesse induzierte Strukturen aufgefasst werden können.“ (Busse, 2013, S. 68)

Dieses Phänomen des engen Verhältnisses von Sprache und gesellschaftlichem Denken findet in der wissenssoziologischen Diskursanalyse nach Reiner Keller noch mehr Beachtung. Innerhalb seines Ansatzes wird aus sozialwissenschaftlicher Perspektive heraus Foucaults Ansatz noch einmal betrachtet, überprüft und aus neuer Perspektive ergänzt.

„Diskurse sind mehr oder weniger hegemoniale und ideologische Wissensformen mit spezifischen Funktionsbeziehungen im Hinblick auf die Sozialstruktur. Sie sind in institutionellen Strukturen verortet und formen die Artikulationsmöglichkeiten der Individuen in ihrer Sprachpraxis. [...] Diskurse konstituieren Welt, und sie werden umgekehrt durch sie konstituiert; sie (re-) produzieren und transformieren Gesellschaft, sie leisten die Konstruktion sozialer Identitäten, die Herstellung sozialer Beziehungen zwischen Personen und die Konstruktion von Wissens- und Glaubenssystemen.“ (Keller, 2011, S. 156)

Diskurse entstehen demnach aus habitualisiertem Sprachgebrauch, welcher sich durch gesellschaftliche Entwicklungen transformieren kann. Weiterführend heißt es bei Keller, dass Diskurse erst durch das Handeln sozialer Akteure entstehen und rückblickend anhand von Flugblättern, Zeitungsartikeln, Büchern und jeglicher anderer Literatur nachvollzogen werden können (vgl. Keller, 2011, S. 236-237). Durch sie werden also gesellschaftliche Entwicklungen und Denkart gespiegelt. Alles was der Mensch denkt, wird sich in Sprache äußern. Werden diese Gedanken von der Gesellschaft überwiegend mitgetragen, werden sie sich regelmäßig in Sprache wiederfinden und sich zu einem Diskurs zusammenfügen. Aufgrund der eigenen Sozialität der Zeichen „muss“ Sprache die Gesellschaft spiegeln, da sie unweigerlich ein Abbild der Interaktion miteinander schafft.

#### 2.4 Der Diskurs über psychische Krankheiten in der (Medizin-)Linguistik

Psychische Krankheiten sind ein Phänomen, das schon vor vielen Jahren Neugier, Interesse oder auch Unverständnis geweckt hat. Auch hinsichtlich dieser Thematik ist Foucault einer derjenigen, die sich damit auseinandergesetzt haben. In *Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* (1973) untersucht Foucault

„die Art und Weise, wie und mit welchen Folgen die Unterscheidung von Wahnsinn, Torheit, Narretei, Unvernunft, Geisteskrankheit auf der einen Seite und der Vernunft im Sinne der klaren Verstandes – Rationalität und Zurechnungsfähigkeit des Denkens andererseits getroffen wurde.“ (Keller, 2023, S. 116)

Dabei wertet er Material aus der Zeit der Renaissance bis hin zu der Zeit nach dem Ende der französischen Revolution, sprich dem Ende des 19. Jahrhunderts aus (vgl. Keller, 2023, S. 117). Einen entscheidenden Einschnitt in der Betrachtung von Vernunft und Wahnsinn wird in *Lob der Torheit* (1511) von Erasmus von Rotterdam gesehen, in dem die Ähnlichkeiten von Vernunft und Wahnsinn diskutiert werden.

„Damit sind Spuren gelegt, die zu einem >kritischen Bewusstsein< des Wahnsinns führen, zu einer Haltung, die ihn von den normalen Verstandesleistungen abtrennt und zu einer isolierten Sondererfahr-

ung macht, deren negativer Gehalt es an der Vernunft zu messen gilt.“  
(Keller, 2023, S. 119)

Im weiteren Verlauf sieht Foucault die Normen der industriekapitalistischen Arbeitsgesellschaft als eine wichtige Rolle in der Betrachtungsweise des Wahnsinns, da arbeitsunfähige *Irre* mithilfe von Psychiatrie und Psychologie von der arbeitenden Bevölkerung abgetrennt bzw. isoliert werden sollen (vgl. Keller, 2023, S. 121). In *Die Geburt der Klinik* (1988) führt Foucault seine Auseinandersetzungen mit einem medizinischen Diskurs hinsichtlich der modernen Medizin fort. Wichtiger Bestandteil dieses Werkes ist die systematische Erfassung von Krankheiten und die damit einhergehende Trennung der Krankheit vom Individuum (vgl. Keller, 2023, S. 124). Damit hält dann auch die *Normalität* der körperlichen Prozesse Einzug in den Diskurs um Krankheiten und die Einstellung, dass diesbezügliche Abweichungen krankhaft sind (vgl. Keller, 2023, S. 126).

Aber nicht nur Foucault hat sich mit den Schwierigkeiten des Klassifizierens von Krankheiten, dem Individuellen als auch dem (Un-) Sichtbaren auseinandergesetzt. Im Jahr 2021 ist der Sammelband „Linguistik und Medizin“ von Iakushevich, Ilg und Schnedermann erschienen, der sich mit Sprache und Wissen im medizinischen Kontext befasst. Vor allem der dritte Abschnitt des Buches befasst sich mit den sprachlichen Konstruktionen von Gesundheit und Krankheit und den damit einhergehenden Vorstellungen von Normalität. Sichtbar werden in diesen Beiträgen auch die Schwierigkeiten und die Komplexität einer zufriedenstellenden Diagnostik. So wird schon zu Beginn darauf aufmerksam gemacht, dass „[d]ie Begriffe *Gesundheit* und *Krankheit* [...] sogar im medizinischen Fachdiskurs bei weitem keine eindeutigen und klar abgegrenzten [sind].“ (Iakushevich, 2021, S. 317) Durch diese fehlende Definition wird schnell Gesundheit mit Normalität und im Gegenzug Krankheit mit Nicht – Normalität gleichgesetzt und synonym bzw. antonym verwendet (vgl. Iakushevich, 2021, S. 317). Grundsätzlich scheint der Ausdruck *krank* mit zwei Gegensätzen zu korrelieren: *normal* und *gesund* (vgl. Liebert, 2021, S. 473). Hinzu kommt dann noch der Gebrauch medizinischer Begriffe im Alltag, die durch laienhafte Verwendung andere oder „falsche“ Vorstellungen von Krankheiten erwecken. Demnach prägt nicht nur der interne Fachdiskurs das Bild über Krankheiten, sondern gesellschaftliche und individuelle Vorstellungen von Werten und Normen bestimmen diese mit (vgl. Iakushevich, 2021, S. 318). Bezogen auf den modernen Diskurs über psychische Krankheiten sind die Diagnosemanuale ICD-10 oder das DSM-5 wichtige Bestandteile, um Problematiken in der Beschreibung seelischer oder neurologischer Krankheitsbilder aufzeigen zu können. Denn wie auch schon Foucault geschrieben hat, geht es in Diagnostiken darum, das Sichtbare zu klassifizieren und an der Norm zu messen. „Während das Normale, das Neurotypische nicht eindeutig definier – und begrenztbar ist, scheint die neurologische Abweichung besser benennbar und kategorisierbar zu sein.“ (Schenk, 2021, S. 327) Somit wird bei Erkrankten eher nach Defiziten gesucht, wodurch ein Diagnosemanual erheblichen Einfluss auf Diagnoseentscheidungen und die Etablierung eines Krankheitsprofils nimmt (vgl. Schenk, 2021, S. 326 - 328). Hierbei findet zeitgleich immer das Ausloten einer unsichtbaren Grenze statt. Wird diese Grenze überschritten, „droht das Nicht-

normale zu einem Kranken zu werden, das durch entsprechende Behandlung verändert werden muss.“ (Liebert, 2021, S. 474) Anhand der Komplexität psychischer Krankheiten und des gesellschaftlichen Wunsches diese zu klassifizieren, kann man sehen, dass verkürzte Sprache bzw. der Versuch Ereignisse in sprachliche Schubladen zu versetzen, dem individuellen Erleben nicht zwingend gerecht werden kann. Die Problematik innerhalb der Diagnosemanuale sieht Liebert darin, dass eben diese zwar eine internationale Verständigungsgrundlage darstellen, sie jedoch von kulturellen Normailtätsvorstellungen durchzogen sind. Dadurch „zeigt sich die kulturell konstruierte Antonymie von *normal* und *gesund* auch in diesen beiden Werken.“ (Liebert, 2021, S. 476) Einen objektiven und gerechten Diskurs über psychisch Erkrankte oder allgemeiner über psychische Erkrankungen als solche scheint dementsprechend extrem schwierig umzusetzen zu sein. Ein Diskurs über psychische Krankheiten geht nicht ohne die Diagnosemanuale. Gleichzeitig scheinen diese wiederum nicht ohne Klassifizierungen bzw. Stereotypen arbeiten zu können, gleichwohl sie eine mächtige Diskursposition und eine erhebliche Diskursmacht im Sinne Foucaults einnehmen (vgl. Liebert, 2021, S. 486). Die Schwierigkeit scheint in der Ambivalenz des Themas zu liegen, denn „Krankheit, Abweichung und Störung werden individualisiert, Gesundheit und Normalität dagegen kollektiviert.“ (Iakushevich, 2021, S. 320) Eine Lösung kann an dieser Stelle nicht gefunden werden, wohl aber eine Anregung zum Nachdenken über unseren Sprachgebrauch. In der folgenden Analyse soll dieser Aspekt weiter aufgegriffen und vertieft werden.

### **3. Eine Analyse zweier autobiographischer Romane – Depressionen und Angststörungen**

In der folgenden Analyse sollen die sprachlichen Konstruktionen von Betroffenen hinsichtlich ihrer Krankheit analysiert und aufgezeigt werden. In diesem Schritt wird die wissenschaftliche Perspektive insofern etwas in den Hintergrund gerückt werden, als dass es sich bei den zu analysierenden Texten um subjektive Erfahrungsberichte handelt und weniger um medizinisch ausgelegte Korpora. Dennoch möchte ich zu Beginn die Krankheitsbilder definieren, um ein Grundverständnis für die beschriebenen Situationen zu schaffen.

Ogleich Depressionen als Volkskrankheit bezeichnet werden, sind sie zugleich auch eine der meistunterschätzten Krankheitsbilder (vgl. Bundesministerium für Gesundheit, 2024, o.S.).

„Zentrale Symptome sind Niedergeschlagenheit, Interessenverlust, Antriebsmangel, Freud – und Hoffnungslosigkeit, oft begleitet von erhöhter Ängstlichkeit und rascher Ermüdbarkeit. Beschwerdebild und Verlauf können individuell stark variieren. Betroffene sind in ihrer Lebensführung eingeschränkt, häufig gelingt es ihnen nicht oder nur schwer, die Aufgaben des täglichen Alltags zu bewältigen.

Wohlbefinden und Selbstwertgefühl sind zum Teil erheblich beeinträchtigt.“ (Kretschmer, 2022, o.S.)

Die Kriterien zur Diagnostik unterscheiden sich in einigen Aspekten je nach Diagnosemanual (ICD-10; DSM-5; ICD-11) und führen zu unterschiedlichen Einschätzungen des Schweregrades einer Depression oder dessen Auftreten überhaupt (vgl. Kretschmer, 2022, o.S.). Des Weiteren ist erwähnenswert, dass eine Komorbidität zu anderen psychischen Erkrankungen besteht, wie zum Beispiel zu Angst- und Panikstörungen oder auch Substanzabhängigkeiten, wodurch das Krankheitsgeschehen negativ beeinflusst werden kann (vgl. Kretschmer, 2022, o.S.).

Angststörung meint als Überbegriff alle psychischen Erkrankungen, die mit unverhältnismäßig starker Angst einhergehen, wie der Panikstörung, der generalisierten Angststörung und dem Auftreten von Phobien (vgl. Kretschmer, 2022, o.S.). Je nach Störungsbild können plötzlich auftretende, anfallsartige Panikattacken oder auch ein erhöhtes Angstssymptom mit unrealistischen Besorgnissen oder übertriebenen Katastrophenerwartungen die Symptomatik sein (vgl. Kretschmer, 2022, o.S.). Durch die Weite des Begriffs der Angststörung sind viele Menschen betroffen, die vor allem in ihrer Kindheit Traumata innerhalb des familiären Umfeldes erlebt haben (vgl. Kretschmer, 2022, o.S.). Aufgrund der intensiven Angstgefühle können die Betroffenen stark in ihrem Alltag eingeschränkt werden, was unter anderem mit einer „psychosozialen Behinderung“ (Kretschmer, 2022, o.S.) verbunden sein kann.

Durch die Komorbidität der beiden Störungsbilder wird es in den Romanen von Tobi Katze und Nicholas Müller auch immer wieder Ähnlichkeiten des Erlebens und Beschreibens der Symptomatiken geben. Grundsätzlich lässt sich zu den Autoren sagen, dass beide aus dem künstlerisch – kreativen Bereich kommen. Katze hat als Slam – Poet angefangen seine Texte zu veröffentlichen und diese dem Genre entsprechend zu formulieren. Inzwischen ist er durch seine Bücher nicht mehr nur Poet, sondern auch ein Bestsellerautor (vgl. Katze, 2024, o.S.). Müller ist durch die Band Jupiter Jones bekannt geworden. Er hat sich in der Vergangenheit dementsprechend vor allem durch Songtexte und Stimme ausgedrückt. Der Musik ist er nach wie vor durch seine neue Band Von Brücken treu. Neben einem Briefroman in Zusammenarbeit mit Hubert vom Venn ist sein autobiographischer Roman zum jetzigen Zeitpunkt die einzige Buchveröffentlichung seinerseits (vgl. Müller, 2024, o.S.). Aufgrund dessen, dass die Autoren aus der Poetik kommen, ist ihr Ausdruck für eine Analyse über die Verbildlichung von Symptomatiken geeignet. Unterscheidungen finden sich darin, welches Krankheitsbild in den Fokus gestellt bzw. intensiver erlebt wird.

### 3.1 Die Bilder des Grübelns

„Meine Gedanken kreisen seit Jahren so ziemlich jeden Tag stetig um dieselbe Achse von Schuld und Ursache. Ich fühle mich scheiße, weil ich nicht aufstehen kann, und ich kann nicht aufstehen, weil ich mich deswegen scheiße fühle. Aber erklär das mal einem Menschen. Noch mehr Unverständnis – kann man sich eigentlich nur noch selbst entgegenbringen.“ (Katze, 2022, S. 12-13)

Ein häufiges Symptom der Depression sind „wiederkehrende Grübeleien“ (Kretschmer, 2022, o.S.), die Katze hier unter anderem als kreisende Gedanken beschreibt. Anhand dieser Metapher wird deutlich, dass die Gedanken durch die Assoziation eines Kreises keinen Anfang und kein Ende aufweisen. Sie sind stetig da und beeinflussen die Stimmung von Katze. Auch die Irrationalität der Gedanken bzw. der Gedankendynamik scheint Katze bewusst zu sein, da er auf Unverständnis verweist und sich fragt, wie man gleichbleibende Gedankengänge Mitmenschen erklären soll. Müller zeichnet ein ähnliches Bild von seinen Gedanken, indem er von seiner Grübelschleife schreibt, die ihn immer wieder gefangen hält (vgl. Müller, 2017, S. 194). Genau wie der Kreis ähnelt auch die Schleife einer geometrischen Form. Assoziiert mit einer Lemniskate (liegenden Acht) hat eine solche Grübelschleife ebenfalls keinerlei definierten Anfang und Ende und referiert so auf eine Dauerhaftigkeit der Gedanken. Mit dem Zusatz, dass sie ihn gefangen halten, wird das Gefühl der Machtlosigkeit über die eigenen Gedankengänge ausgedrückt. Die Dynamik der eigenen Gedanken wird auch im folgendem Auszug beschrieben.

„Ich warte darauf, dass ich mich bedrängt fühle und meine Gedanken konfus werden, dass sie trudeln, abstürzen und in Flammen aufgehen, so wie sie das sonst immer tun, wenn mir jemand zu nahe kommt.“ (Katze, 2022, S. 213)

Die Steigerung von *trudeln*, *abstürzen* bis hin zu *in Flammen aufgehen*, zeigt auf, in welcher Geschwindigkeit sich die Gedanken im Kopf bewegen können. Hierbei wird ihnen eine eigene Kraft zugesichert. Diese Kraft wird durch die unterschiedlichen Verben formuliert, mit denen verschiedene Schnelligkeiten konnotiert werden. *Trudeln* ist in diesem Beispiel das langsamste Verb, während *abstürzen* auf ein schnelles Herabsinken der Gedanken bzw. der Stimmung referiert. Generell sind beide Verben mit einer Abwärtsbewegung konnotiert und werden somit in diesem Kontext als eine Orientierungsmetapher verwendet. *In Flammen aufgehen* beschreibt dagegen eher eine explosionsartige Entwicklung der Gedankengänge. Ein solcher Prozess zeugt von einer enormen Schnelligkeit und einem damit einhergehenden Kontrollverlust. Folglich handelt es sich bei dem letzten Ausdruck um die Klimax des Satzes. Das unangenehme Gefühl, dass durch solche Gedankenkreise ausgelöst wird, wird durch den Ausdruck *dass ich mich bedrängt fühle* beschrieben. Dies zeigt wiederum auf, dass Katze nicht vor seinen Gedanken fliehen kann und sich diese wie zwanghaft immer weiter in sein Bewusstsein drängen. Als Personifikation betrachtet, nehmen die Gedanken ihm den persönlichen Raum und engen ihn ein. Diesen Vergleich zieht Katze ebenfalls

in dem letzten Nebensatz des Zitates. Ein weiteres Bild, dass Katze zu seinen Gedanken zeichnet, ist das Bild eines Unwetters. Hierzu schreibt er:

„Künstler Nummer zwei schleift sich in den Backstage, heißt Mark und hat Bier mitgebracht. So was ist willkommen, gerade bei meinem Gedankenunwetter, von dem ich mich immer wieder losreißen muss, auch wenn es schwerfällt. Ich kann mich später noch mit mir selbst darüber streiten, wer recht hat, jetzt ist Maskenzeit.“ (Katze, 2022, S. 104)

Allein das Kompositum *Unwetter* wird mit einem gewaltigen Wetterphänomen assoziiert, dass bei manchen Menschen Ängste hervorrufen kann, was vor allen Dingen jedoch unkontrollierbar ist. Daraus erschließt sich, dass sich Katze seinen Gedankengängen gegenüber ohnmächtig fühlt. Des Weiteren scheint er seine Gedankengänge durch Alkohol besser aushalten zu können, was, wie bereits zu Anfang erwähnt, auf die Komorbidität zu Suchterkrankungen wie auch dem Versuch einer Selbstmedikation zurückzuführen sein könnte. Dass Katze sich von seinen Gedankengängen nur schwer losreißen kann, erzeugt ebenfalls ein eher gewalttätiges Bild des Verhältnisses zwischen ihm und seinen Gedanken. Grundsätzlich entsteht hier durch den Ausdruck von Katze ein gewaltvoller und mächtiger Eindruck von der Krankheit.

### 3.2 Die Funktionsmetapher

Ein weiterer Aspekt in den Texten von Müller und Katze ist der Wunsch zu funktionieren und die damit einhergehende Assoziation, man sei durch die Erkrankung nicht mehr funktionsfähig. Dieses Erleben äußert sich unter anderem darin, dass Katze schreibt, sein Kopf sei falsch verdrahtet (vgl. Katze, 2022, S. 86). Zudem betont er, dass es ihm in seinem Verhalten deshalb darum gehen würde nicht aufzufallen und zu funktionieren (vgl. Katze, 2022, S. 63). Spuren seiner Selbstverletzung auf den Armen umschreibt er als „Abrieb, Verschleiß [oder] Ermüdungserscheinung einer Maschine.“ (Katze, 2022, S. 80) Diese Konstruktion ist ein Beispiel für die ontologischen Metaphern nach Lakoff und Johnson, wie ich sie zu Beginn beschrieben habe. Das menschliche Gehirn wird als Maschine angesehen und kann daher kaputt gehen, weniger gut funktionieren oder auch repariert werden.

„Die haben hier meine Haube geöffnet und reparieren am laufenden Motor. Der lief jetzt so lange unrund, dass es zwar unendlich genervt, aber trotzdem irgendwie funktioniert hat. Mit ein paar Ausnahmen: Ich bin einige Male liegen geblieben. Aber jetzt, wo die mit ihren Schraubenschlüsseln und Zangen zu Werke gehen, da spritzt und spuckt es an allen Ecken und Enden altes Öl aus mir heraus, und der Rost fliegt weg, bis jemand vom Fach die Dichtungen erneuert und `ne Motorwäsche macht. Das ist grundsätzlich großartig, aber für so `nen ollen Motor eine reichliche Anstrengung und Umgewöhnung,

schließlich hatte er sich an seinen unsteten Stotterdienst gewöhnt.“  
(Müller, 2017, S. 146)

Müller vergleicht hier die therapeutische Arbeit innerhalb der Klinik mit einer Autoreparatur in einer Werkstatt. Innerhalb dieses Zitates zeigt sich deutlich wie die Verbindung *Gehirn* und *Maschine* besteht und wie gut die einzelnen Substantive aufeinander bezogen werden können. Durch die alltägliche Annahme, der Mensch müsse funktionieren, wird die Aussage Müllers vermutlich eine breite Masse von Menschen verstehen können, unabhängig davon, ob sie mit einer psychischen Krankheit kämpfen oder nicht. Auch Katzes Umschreibung seiner Selbstverletzungsspuren ist durch das Bild der Maschine greifbarer und zugleich distanzierter von ihm selbst dargestellt. Dass eine Maschine nach jahrelanger Benutzung Verschleißspuren aufweist, ist etwas Normales. Die Selbstverletzung wird hier also durch eine Tatsache beschrieben, die für die Gesellschaft als solche nichts Neues darstellt. Gleichwohl ist das Gleichsetzen seiner Selbst mit einer Maschine in meinen Augen eine Distanzierung zur eigenen Person, da eine Maschine als ein gefühlloses und unlebendiges Ding gilt. Hierdurch kann man die These aufstellen, dass das metaphorische Sprechen nicht nur eine Möglichkeit bietet, dass psychisch gesunde Menschen Betroffene besser verstehen, sondern auch den Betroffenen ein Sprachrohr bietet, welches durch eine etwas abgeschwächtere Emotionalität leichter zu benutzen ist. Die Schwierigkeit, die dieses Metaphernkonzept mit sich bringt, zeigt sich im nächsten Zitat.

„Laptops schließt man einfach irgendwo an – aber bei Menschen geht das nicht. Die sitzen dann da mit ihrem leeren Akku, so wie ich. Kraftlos. Und jedes Ladegerät eine verflixte Einzelanfertigung mit superspezialisiertem Adapter, den es nur einmal gibt auf der Welt. Ich bin das einzige iPhone 5 in einer Welt voller Android – Telefone. Was allen hilft, passt nicht in meine Anschlüsse.“ (Katze, 2022, S. 75)

Das Paradoxe an dem Wunsch zu funktionieren ist, dass der Mensch nicht dafür gemacht ist, da er eben keine Maschine und kein elektronisches Gerät ist. So sehr sich Betroffene also wünschen zu funktionieren, werden sie darauf stoßen, dass es dafür keine Pauschalanleitung gibt. Durch die Individualität stößt das Funktionalitätsdenken an seine Grenzen. Spannend ist hier auch der Vergleich zwischen den IOS – und Android – Geräten. Zum einen kann Katze damit auf das Fehlen eines passenden Ladekabels, also einer für ihn passenden Lösung referieren. Zum anderen wird damit jedoch auch das Bild erzeugt, dass er ein Fremder zwischen all den anderen ist. Anhand dieses Zusatzes kann dementsprechend das Symptom der Einsamkeit beschrieben worden sein. „Sozialer Rückzug, die Abnahme persönlicher Beziehungen und evtl. der Verlust der Arbeitsfähigkeit führen nicht selten zu Vereinsamung.“ (Kretschmer, 2022, o.S.) Der Wunsch zu funktionieren, das Bemerkte, dass dafür keine Kraft mehr da ist, und die Vereinsamung bedingen sich geradezu. Hier kann man auf die Ansichten Foucaults zurückgreifen. Denn wenn Betroffene nicht mehr funktionieren, nicht mehr arbeiten können, fallen sie aus der Norm der Arbeit (vgl. Keller, 2023, S. 121).

„Die moralische Norm der Arbeit steht für Foucault am Anfang der Bestimmung des Wahnsinns als Geisteskrankheit und Fehlfunktion des Verstandes. [...] Psychiatrie und Psychologie entstehen nicht aus einer Wissensentwicklung heraus, sondern aus einem durch Herrschaftseliten und Bürgertum vorangetriebenen Wandel der Moral, der Normen. [...] [Die Ärzte] übernehmen die Trennung der nicht arbeitsfähigen >Irren< vom Rest der Armenbevölkerung.“ (Keller, 2023, S. 121)

Glaukt man den Ansätzen Foucaults, ist die Nicht – Funktionalität des Selbsts also einer der zentralen Momente einer Krankheitsgeschichte. Solange der Mensch noch arbeiten kann und sich so der Norm unterordnet, ist die Krankheit nicht so aussagekräftig über die Person, wie ab dem Zeitpunkt, wenn das Funktionieren nicht mehr geht. Ab diesem Punkt gilt man gesellschaftlich gesehen als „wirklich“ krank, was im Falle einer psychischen Erkrankung zu Foucaults Zeiten mit *Irren* gleichgesetzt wurde und heute eher mit den *Verrückten* beschrieben wird. Den Aspekt des Verrücktseins werde ich später noch weiter ausführen. Bezogen auf Foucault kann man an dieser Stelle natürlich anmerken, dass seine Ausführungen nicht mehr unserer Zeit bzw. der Zeit der untersuchten Textkorpora entsprechen. Allerdings ist das Funktionieren in beiden autobiographischen Texten ein zentraler und wiederkehrender Aspekt, der von Bedeutung zu sein scheint. Greift man auf die Framesemantik zurück, könnte hier also ein tief verankerter Wissensrahmen vorliegen, in welchem *Gesundheit* mit *Funktionalität* gleichgesetzt wird.

### 3.3 Die Krankheit als Lebewesen

Die Machtlosigkeit, die eine psychische Erkrankung entstehen lassen kann, findet sich sprachlich darin wieder, dass die Krankheit selbst als Gegner personifiziert wird.

„Und so habe ich Angst, mir selbst irgendetwas außer der lautesten Stimme zu glauben, Angst, mich zu täuschen, und glaube dem großen Schläger in mir, der mir jeden Tag einbrüllt, dass ich scheiße bin, und mir dann trotzdem noch eine reinhaut. Das ist immer noch besser als gar keine sozialen Kontakte.“ (Katze, 2022, S. 104)

Ein wiederkehrendes Bild Katzes ist ein Schläger. Dieser kann so wie oben nicht näher identifiziert worden sein, aber auch als „betrunkenen Stiefvater“ (Katze, 2022, S. 104) auftauchen. Aufgrund der damit einhergehenden Beschreibung von Gewalt, werden Macht und Schmerzen der Depression ausgedrückt. Auch die Ambivalenz der Krankheit findet innerhalb dieses sprachlichen Bildes ihren Ausdruck. Ist der Schläger im ersten Zitat eher diffus und nicht weiter greifbar, wird durch die Personifizierung zum Stiefvater hin Nähe aufgebaut. Wie schon zuvor kann das auf die bedrängenden Gedankengänge zurückzuführen sein, die zwar von einem selber kommen, sich aber gleichzeitig gegen die eigene Person wenden. Diese Nähe ist ebenfalls in dem Zusatz „besser als gar keine sozialen Kontakte“ (Katze, 2022, S.

104) zu beobachten. Die eigenen Gedankengänge werden demnach als etwas Bekanntes wahrgenommen und eingeordnet und scheinen eine Art Trost zu bewirken.

Dieses gewaltvolle Bild einer psychischen Krankheit findet man ebenfalls bei Müller.

„Dass das krankhaft war, stand wie der berühmte rosa Elefant im Raum. Er brauchte nur noch einen Namen. [...] Ein Dschungel aus Seelen – Kladderadatsch, über den ich zwischenzeitlich komplett den Überblick verlor und der mir absolut undurchdringbar schien ob der schiereren Anzahl verschiedener Namen für ein großes Gefühl des Verlorenseins. Ich brauchte einen Oberbegriff, eine Zusammenfassung, einen Endgegner. Irgendjemandem oder wohl eher irgendetwas, dem ich zumindest meine Wut entgegenschleudern konnte.“ (Müller, 2017, S.14)

*Endgegner* symbolisiert hier einen Kampf, der gegen die Angststörung geführt werden muss. Zudem bedeutet ein Kampf auch einen abgesteckten Zeitrahmen festmachen zu können, wodurch Kraft oder Motivation entstehen können, nicht aufzugeben. Durch die Personifikation des Krankheitsbildes entsteht wiederum das metaphorische Konzept von Krieg bzw. Kampf, wie es bei Johnson und Lakoff beschrieben wird (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 4-6).

„It is important to see that we don't just *talk* about arguments in terms of war. [...] We see the person we are arguing with as an opponent. We attack his position and defend our own. [...] Many of the things we *do* in arguing are partially structured by the concept of war. Though there is no physical battle, there is a verbal battle, and the structure of an argument – attack, defense, counterattack, etc. – reflects this.“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 4)

Anhand dieses Konzeptes wird die Echtheit oder Lebendigkeit einer psychischen Erkrankung ausgedrückt, da sie als tatsächlicher Gegenspieler in einem Argument, Kampf oder Krieg wahrgenommen wird. Hierbei wird deutlich, dass die Betroffenen nur noch schwer eine Grenze zwischen eigenen Gedanken und Gedanken der Krankheit ziehen können. Auch die verschiedenen Emotionen werden von Müller aufgegriffen. Das Verlorensein oder die Wut, aber auch der *Dschungel aus Seelen – Kladderadatsch* spricht für sehr unterschiedliche Emotionen, die durch eine solche Krankheit ausgelöst werden. Dieses Kompositum aus *Dschungel* und *Kladderadatsch* umschreibt auf mehreren Ebenen sowohl ein Durcheinander nach einem Zusammenbruch (vgl. DWDS, 2016, o.S.) als auch einen Zustand, welcher schwer zu durchschauen ist (vgl. DUDEN, 2024, o.S.). Die Verbildlichung des Gefühlszustandes verstärkt hier das Empfinden und führt durch die umgangssprachlichen Äußerungen zu einem höheren Identifikationspotenzial zwischen Lesenden und Autor.

Aber die personifizierenden Beschreibungen der Krankheiten beziehen sich nicht nur auf aggressive Darstellungen. Durch die Wortwahl wird auch die

Penetranz beschrieben, unter der die Betroffenen leiden, ohne jedoch von ihr zu heilen.

„So eine Depression ist ein beschissener Mitbewohner mit separatem Mietvertrag. Den bekommst du nicht raus. Ich kann mich noch so asozial aufführen, meine Depression stört das nicht, die findet das eher gut.“ (Katze, 2022, S. 230)

Anhand dieses Zitates wird zum einen die Alltäglichkeit der Krankheit ausgedrückt. Einen Mitbewohner sieht man in der Regel täglich; man unterhält sich mit ihm; streitet; ist genervt und trotzdem ist er auch Teil des Zuhauses. Zugleich wird aufgezeigt, dass die Depression so gut in den eigenen Denkstrukturen abgesichert ist, dass es schwer ist, sie aus dem eigenen Kopf zu verbannen oder im Sinne Katzes ihr zu kündigen. Durch die Penetranz der Depression und die sprachliche Konstruktion des Mitbewohnerbildes wird eine alltägliche Situation gezeichnet, die einfach nachzuvollziehen ist. Fühlt man sich in seinem Zuhause durch den Mitbewohner nicht wohl, führt das zu Unwohlsein und einem Gefühl von Genervtheit. Wenn man so einfach nichts ändern kann, kommen Hilflosigkeit und Wut noch dazu. Das Phänomen Gefühle über Metaphern auszudrücken, wurde in einer kleinen Fallstudie anhand der Sprache von traumatisierten Personen untersucht. Die Wissenschaftler\*innen schlussfolgern:

„Given that traumatic experiences can be intense, complex, and sometimes difficult to describe using literal language, trauma victims often seek to metaphorize their personal thoughts and feelings in terms of more vivid and widely shared experiences.“ (Qui, et al., 2024, S. 2)

Obleich Depressionen und Angststörungen nicht ausschließlich durch Traumata entstehen, so sieht man dennoch anhand der untersuchten Bücher, dass Metaphern oder spezielle Personifikationen als Kommunikationsmittel dienen. So bezeichnet Müller seine Panik als einen „nassen Hund“ (Müller, 2017, S. 51) und als „ein verzogenes, bissiges Vieh, bei dem die erste Ahnung genügt, um zu wissen, dass es gleich zum Sprung ansetzt und dich umwirft, um dir mit Schwung an die Kehle zu gehen.“ (Müller, 2017, S. 51) Später taucht dieses Bild noch einmal ähnlich auf, indem Müller eine seiner Panikattacken als ein „echtes Biest“ (Müller, 2017, S. 226) beschreibt. *Biest* fungiert hier als eine Steigerung der vorherigen Assoziationen, da es im Sprachgebrauch durch die Wortverwandschaft zu *Bestie* mit einem Monster oder zumindest einem gewaltigen Lebewesen assoziiert wird. Anhand der verschiedenen Möglichkeiten eine psychische Krankheit zu personifizieren bzw. zu vertierlichen werden die Gefühlswelten der Betroffenen sichtbar und für Außenstehende nachvollziehbar.

### 3.4 Farbmotaphern und dazugehörige Räume

Ein weiterer Aspekt der Darstellung von psychischen Krankheiten ist der Zusammenhang dieser mit farblichen Vorstellungen. So ist das allgemeine Bild einer Depression mit dunklen Räumen, schwarzer Kleidung und genereller Dunkelheit verknüpft, was sich beispielsweise darin zeigt, wie Depressionen in den Medien bildlich dargestellt werden. Gibt man in einer Suchmaschine „Depression“ ein und klickt dann auf Bilder, werden einem überwiegend Bilder in blau, grau und schwarz Tönen angezeigt, die einen einsamen Menschen zeigen, wie er zusammengekauert auf dem Boden sitzend nach unten schaut. Dieses mediale Bild der Depression findet sich auch in den Beschreibungen Betroffener wieder.

„Irgendwann verliert mein Verstand unter der Last dieses Satzes seinen zitterigen Halt – und fällt. Fällt und fällt und fällt in das riesige Schwarz unter mir, welches ich jahrelang mit mir herumtrug, nur für diesen Tag, so scheint es.“ (Katze, 2022, S. 182)

Schaut man sich diese Konstruktionen einer Depression an, kann ein Zusammenhang zwischen der Orientierung nach unten und der farblichen Orientierung hin zu dunklen Farbtönen ausgemacht werden. Wie schon zu Beginn dieser Arbeit herausgearbeitet, werden negativ wahrgenommene Gefühle mit einer Abwärtsbewegung in Verbindung gebracht. Damit einhergehend wird auch Krankheit nach unten hin orientiert ausgedrückt ebenso wie die dazugehörigen Emotionen (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 15 - 17). Dieses Konzept kann man am obigen Zitat erkennen. Denkt man dieses weiter, ergibt es Sinn, dass Dinge, die mit einem „Unten“ korrelieren, auch mit Dunkelheit in Verbindung stehen. So sind Kellerräume meist dunkler, als die Räume, die über ihnen liegen. Höhlen sind unter der Erde liegend und damit entfernter von Lichtquellen. Taucht man im Meer in die Tiefe, wird es immer dunkler, weil die Kraft der Sonne nicht bis zum Meeresgrund reicht. Je weiter man nach unten geht, desto kälter und meistens auch einsamer wird es, da sich die meisten Menschen und Tiere in sonnendurchfluteten Lebensräumen aufhalten. Die Konsequenzen, die eine nach unten gerichtete Orientierung mit sich bringt, können so auf das Empfinden von depressiven Menschen angewendet werden. Hierbei möchte ich jedoch anmerken, dass das mediale Bild der Depression und ebenso die weitverbreiteten Aussagen über die Dunkelheit einer Depression nicht auf alle Betroffenen zutreffen. Es ist inzwischen bekannt, dass es eine sogenannte „Hochfunktionale Depression“ gibt, die sich zwar genau so schwer anfühlt, wobei sich Betroffene jedoch nach außen hin als sehr fröhlich und gesellschaftlich funktional zeigen. Die Problematik liegt darin, dass diese noch keine eigenständige Diagnose ist und durch ihre Symptome schwerer zu erkennen ist (vgl. Oberberg, 2024, o.S.). Katze hingegen beschreibt eine Depression, wie sie im klassischen Sinn verstanden wird.

„Warum sind Menschen so schwer?, denke ich, warum liegen sie auf mir wie Blei, wenn sie doch Flügel sein sollen?  
Weil ich keine Flügel kenne, die mich tragen könnten. Ich bleibe unter

Wasser, wo Vögel ertrinken und Flügel ihren Sinn verlieren.“ (Katze, 2022, S. 114)

Kann man in diesem Zitat auf den ersten Blick keine deutlichen Metaphern auf ein „Unten“ erkennen, fallen auf den zweiten Blick doch interessante Konstruktionen auf. Die Frage nach der Schwere der Menschen und der Gewichtszuordnung zu Blei verweist letztlich auf eine diffuse Masse, die Katze nach unten drückt. Es scheint, als würde Katze durch sein Umfeld, aber auch durch seine Krankheit nach unten gedrückt werden. Durch die Satzkonstruktion der ersten Zitathälfte tritt Katze in eine passive Rolle und die Schwere wird auf ihn gelegt. Die Auswirkungen der Krankheit führen so gesehen ein Eigenleben. Das Benennen der fehlenden Flügel zeugt dann von einer fehlenden Leichtigkeit, die eine rettende Funktion hätte, da sie ihn *tragen könnten*. Auch ein fehlendes unterstützendes Umfeld kann durch die Flügel seinen Ausdruck gefunden haben, wodurch unterschwellig die Einsamkeit aufgezeigt wird. Durch die Absenz von stabilisierenden Gefühlen kommt dann wieder eine Farbgebung ins Spiel – Katze befindet sich in seinen Ausführungen unter Wasser. Dort, wo es dunkel ist. Die Leichtigkeit der Flügel verliert in der Dunkelheit und Schwere des Wassers ihren Sinn. Somit könnte Leichtigkeit hier auch im Zusammenhang mit einem Lebenssinn stehen, wobei das eine vage Interpretation meinerseits wäre. Sichtbar ist hier jedoch auf jeden Fall wieder der Zusammenhang zwischen einer Last, die Katze nach unten drückt und dem Assoziieren eines damit auftauchenden dunklen Raumes. Innerhalb einer Korpus – Analyse zum medialen Bild einer Depression wurden unter anderem drei Konzeptualisierungen festgestellt: Die Depression ist eine Last; der Betroffene trägt diese schwere Last und als Konsequenz befindet sich dieser Mensch unten (vgl. Salerno, 2020, S.44). Genau diese drei Konzeptualisierungen lassen sich in Katzes Blei und Flügel Konstruktion wiederfinden.

„Ich bin so voller Fehler und Unzulänglichkeiten, dass ich davon überquille, aus Augen und Mund und jeder Pore sickern meine üblen Kehrseiten, diese dunklen Flecke, und sie wuchern über Gesicht und Haare und Körper wie ein schwarzer Pilz, der mich überwächst.“ (Katze, 2022, S.90)

Auch hier wird noch einmal deutlich, dass alles Negative durch eine dunkle Farbwelt zum Ausdruck kommt. Im Zusammenspiel mit der Personifikation der negativ wahrgenommen Eigenschaften zu wuchernden Flecken und Pilzen, erhält das Dunkle eine Eigenmacht, die Katze erneut in eine passive Rolle drängt. Zudem scheint das Dunkel Katze zu verschlingen; ihn so zu überwachsen, dass nichts anderes mehr von ihm zu sehen ist. Der schwarze Pilz, der ihn überwächst, ist somit ein Sinnbild für die Depression, die ihn verändert und durch die er als Betroffener maskiert durch sein Leben geht. Katze beschreibt seinen Körper hier zusätzlich als ein Gefäß, welches voll von Fehlern und Unzulänglichkeiten überquillt. Spannend ist, dass Katze die Depression und die Dunkelheit so beschreibt, als würde es ihn ausfüllen. Häufiger kommt es jedoch vor, dass „Menschen – Gefäße nicht mit einer Depression – Entität gefüllt [werden, sondern] die Krankheit [...] im Gegenteil manche Menschen zu entleeren

[scheint].“ (Salerno, 2020, S. 64) Je nach dem wie Betroffene ihre Symptome äußern, kommt daher entweder die Leere im Sinne einer Grauzone mehr zum Tragen oder das Erleben der Schwere durch die Dunkelheit. Letztlich kann Farbe jedoch auch für positives Erleben genutzt werden. So zum Beispiel in dem Satz: „Ich nehme die letzten Stufen ins Freie, wo mich das Tageslicht stürmisch umarmt und küsst, als wäre ich viel zu lange fortgewesen.“ (Katze, 2022, S. 208) Durch das Benennen des Tageslichtes wird automatisch eine hellere Farbgebung mit Katzes Äußerung konnotiert. Das stürmische Umarmen und Küssen zeugt von der Freude, die ein lang ersehntes Wiedersehen mit sich bringt. Zudem wird ein „küssendes Licht“ durch den Ausdruck „von der Sonne geküsst“ mit Sonnenschein, Wärme und damit etwas Schönerem assoziiert. Dies wiederum steht unter anderem damit in Verbindung, dass der Mensch durch Sonnenstrahlen oder sehr helles Licht mehr Serotonin produziert, was für eine gehobenere Stimmung sorgt (vgl. Mead, 2008, S. 163). Hier wird also durch die entgegengesetzte Farbgebung und die räumliche Orientierung Hoffnung oder Gesundung ausgedrückt. Die Stufen ins Freie geben dabei den Blick nach oben an. Im Gesamtkontext dieser Arbeit ist es spannend zu sehen, dass nur in Katzes Äußerungen explizite Farbgebungen und die räumliche Orientierung nach oben oder unten eine Rolle spielen. In Müllers Text über die Angststörung lassen sich dahingehende Beschreibungen nicht finden, sodass man die These aufstellen kann, eine Angststörung korreliere nicht so stark mit diesen sprachlichen Konstruktionen wie das im Erleben einer Depression der Fall ist. Diese Beobachtung lässt sich unter anderem auf die verschiedenen Symptomatiken der Erkrankungen zurückführen. Dennoch hätte durchaus auch eine Angststörung Potenzial farblich beschrieben zu werden, angesichts dessen, dass diese durch rasend schnelle Gedanken und Gefühle charakterisiert wird. So hätte diese zum Beispiel durch schnelle Farbwechsel, verschwommene Farben oder eine Art Stroboskoplicht beschrieben werden können, um die Rasantheit und Beanspruchung der Sinne auszudrücken.

### 3.5 Stigmata, Normalitätswünsche und die Frage nach der Verrücktheit

Im Kontext dieser Arbeit komme ich nicht umher, auch auf sozialwissenschaftliche Themen einzugehen. So etwa wie Betroffene sich selbst zwischen den Zuschreibungen *gesund* und *krank* bzw. *verrückt* erleben; die Sehnsucht, aber auch Schwierigkeiten mit einer (vermeintlichen) Normalität und den damit teilweise einhergehenden stigmatisierenden Gesprächen mit dem Umfeld. Katze beschreibt dieses innere Dilemma in folgendem Zitat:

„Ich will eigentlich nur, dass das alles aufhört. Ich will nicht mehr grundlos in Tränen ausbrechen bei dem kleinsten Gedanken an mich selbst, den ich mir nicht irgendwie mit Witzen schönedenken kann. Ich will nicht mehr ganze Wochen mit dem verzweifelten Versuch zubringen, dann vielleicht doch mal meine Eltern zurückzurufen. Ich will nicht mehr das stetige Gefühl, auf dieser verschissenen Welt nur dafür da zu sein, um emotional aufs Maul zu bekommen. Und zwar so richtig hart.“

Und regelmäßig. Ich will, dass diese chaotische Leere aus meinem Kopf verschwindet und Raum schafft für die Liebe und die Überzeugung, dass es hier irgendetwas gibt auf diesem Planeten, was nicht gegen mich gedacht ist.

Aber, denke ich zurück, so etwas zu wollen, das wäre verrückt. Solche Gedanken kann man nur haben, wenn man verrückt ist, und ich bin ja nicht verrückt. Dass die ganze Welt gegen einen ist, das kann man nur *glauben*, wenn man *verrückt* ist. Ich hingegen *weiß*, dass das so ist bei mir und der Welt. Aber das kann man ja niemandem erzählen, weil einen dann alle für verrückt halten. Und bei allen anderen – würde ich das auch unterschreiben. Nur bei mir eben nicht. Weil ich nicht verrückt bin.“ (Katze, 2022, S. 61)

Obgleich es eine ausführliche Beschreibung dessen ist, gab es keinen erkennbaren Rahmen, indem ich es hätte kürzen können. Durch die anfänglichen Parallelismen, die dann in elliptische Satzteile übergehen, aber auch die metaphorischen Vorstellungen von (nicht ausgefüllten) Räumen im Kopf wird die Gefühlswelt im ersten Absatz beschrieben. Im zweiten Absatz bewegt sich das Zitat dann auf die Frage zu, was *verrückt sein* bedeutet und ob man sich selbst eine *Verrücktheit* eingestehen kann. Um weiter auf die Wortbedeutung von *verrückt* einzugehen, kann man auf die Etymologie zurückgreifen. Schaut man im Duden nach, fallen direkt zwei Unterscheidungen auf. Der Eintrag *verrückt* bezieht sich in den weiteren Bedeutungsausführungen nur auf das Denken und Handeln von Menschen oder auf als ungewöhnlich wahrgenommene Gegenstände und Tatsachen. Unter Herkunft wird schließlich nur auf den Infinitiv des Wortes verwiesen (vgl. DUDEN, 2024, o.S.). Öffnet man diesen Beitrag, wird auf die eigentliche Bedeutung des Verbs Bezug genommen – das Verrücken von Gegenständen an einen anderen Ort; Synonym verwendbar zu umsetzen, umstellen, verschieben. Hierbei wird die Wortherkunft in das Mittelhochdeutsche verortet, welches beide Bedeutungsfelder umfasst: von der Stelle rücken, aus der Fassung bringen oder verwirren (vgl. DUDEN, 2024, o.S.). Nach diesen Einträgen unterscheidet sich die Bedeutung des Wortes dahingehend, welche Form verwendet wird. Durch die Bildung des Partizip II scheint die Konnotation mit dem psychischen Zustand eines Menschen zu entstehen. Genau genommen kann aber auch ein Stuhl *verrückt worden sein*. Der Unterschied liegt vermutlich zunächst in der Passivkonstruktion des Satzes. Diese Beobachtung kann man auch im Etymologischen Wörterbuch des Deutschen machen. Hier findet sich ein Eintrag zum Wortstamm *rücken*, in dem die verschiedenen Verben und deren Bedeutungen aufgelistet werden. So eben auch die Unterscheidungen von *verrücken* und *verrückt*. Interessant hierbei ist, dass der Infinitiv schon auf das Althochdeutsche *firrucken* zurückführbar ist. *Verrückt* hingegen wurde hier dem 16. Jahrhundert zugeordnet, welches sich dann mit der Bedeutung *verrückt im Kopf* als eigenständiger Gebrauch durchsetzte (vgl. Pfeifer, 1993, o.S.). Wenn man beide Wortbedeutungen zusammenfasst, kann man sagen, dass es eigentlich darum geht, eine Veränderung, etwas Neues und in diesem Sinne Ungewöhnliches beschreiben zu wollen. Erst durch die Konnotation mit dem psychischen Zustand eines Menschen und die Geschichte der *Irren* wie Foucault sie gezeichnet hat,

entstand die abwertende Assoziation. Die Schwierigkeit einen geeigneten Begriff für psychisch Erkrankte zu finden, scheint schon lange in der Gesellschaft eine Herausforderung darzustellen. So schreibt Foucault schon über die früheren Begrifflichkeiten:

„Es mag vorkommen, daß Begriffe oder ein bestimmter Wissensanspruch recht oberflächlich diese erste Dispersion verdecken: was etwa die Anstrengung beweist, die die moderne Welt unternimmt, um von *Wahnsinn* nur in den freundlichen und objektiven Termini der *Geisteskrankheit* zu sprechen [...]“ (Foucault, 2013, S. 157)

Obgleich es hier bei Foucault noch um den Begriff des Wahnsinns geht, kann man die Aussage auch auf den Terminus *Verrücktheit* beziehen. Generell geht es in der heutigen Sprache viel darum, Sachverhalte (politisch-) korrekt auszudrücken. Ob diese Begriffe dann jedoch tatsächlich so viel objektiver verwendet werden, liegt meiner Ansicht nach darin, wie die Gesellschaft diese verwendet und welche Bilder sie mit ihnen konnotiert. Diese These führt dann letztlich wieder zur Framesemantik zurück. Auch diese Beobachtung beschreibt Foucault schon aus der damaligen Zeit (vgl. Foucault, 2013, S. 159). Bezogen auf die Geschichte des Wahnsinns schreibt Foucault aus der Zeit der Klassik, dass der Wahnsinn das Konzept der Vernunft gefährdete und aufgrund dessen zum Schweigen gebracht werden musste (vgl. Foucault, 2013, S. 159). Man wollte ihn zwar verstehen, konnte jedoch nicht. „Auf der einen Seite völlig ausgeschlossen, auf der anderen völlig objektiviert, wird der Wahnsinn niemals um seiner selbst willen und in einer ihm eigenen Sprache *manifestiert*.“ (Foucault, 2013, S. 166) Schaut man sich diese verschiedenen Blickwinkel auf einen einzigen Begriff an, ist es naheliegend, dass Betroffene selbst mit der Zuschreibung eines Verrückten hadern. So schreibt auch Müller in seinem Buch konkret davon, dass er Angst davor hat verrückt zu werden (vgl. Müller, 2017, S. 75). In seiner Aussage wird noch einmal deutlich, wie gesellschaftlich geprägt das Denken und Wahrnehmen über Andersartigkeit ist. Müller bemerkt in diesem Abschnitt des Buches, dass etwas mit ihm nicht stimmt – er also anders ist, als die anderen in seinem Umfeld. Wenn der Mensch jedoch nicht durch soziale Konventionen gelernt hätte, dass Andersartigkeit bedrohlich ist, müsste eine solche Angst nicht zwingend entstehen. Die Angst vor *vertrauten Fremdheiten* und *bedrohlichen Merkwürdigkeiten* sieht Foucault in den Grundängsten der Antike begründet (vgl. Foucault, 2013, S. 143). Diese Angst äußert sich dann sowohl in den Betroffenen selbst, wie man es in dem anfänglichen Zitat von Katze sehen kann, als auch in dem Umgang mit psychisch Kranken.

„Hier in unserer grobschlächtigen Gegend ist das noch ein echtes Tabu. Wer einen an der Klatsche hat, der ist in der Regel behindert oder hat den Absprung vom sozialen Trinker zum Voll – Alki nicht geschafft und wird nach Bedburg – Hau geschafft.“ (Müller, 2017, S. 76)

Dass diese Grundängste noch immer im Menschen schlummern, sieht man in diesem Zitat Müllers. Anstelle des Wortes *verrückt* wird hier der umgangssprachliche

Ausdruck *einen an der Klatsche haben* verwendet. Dieser ist nicht nur synonym zu *verrückt* nutzbar, sondern wirkt durch die einhergehenden Konnotationen einer Niederlage oder eines Schlages auch aggressiver sowie abwertend. Mit dem Zusatz des Behindertenstatus oder der Entwicklung hin zu einem Alkoholiker wird eine psychische Krankheit zudem mit einem Defizit und einem verminderten sozialen Status gleichgesetzt. Geschlossen wird die Aussage mit der Trennung des Betroffenen von der restlichen Gesellschaft, in dem er *nach Bedburg – Hau geschafft* werden soll. Dort befindet sich nach Aussage des Autors die nächste Psychiatrie. Durch die Passivkonstruktion des Satzes wird der Erkrankte zudem entmachtet und darf scheinbar nicht über sein eigenes Wohlergehen entscheiden. Innerhalb des Zitates beschreibt Müller seine Wahrnehmung der Reaktionen seines Umfeldes auf sein psychisches „Outing“. Obwohl das Buch erst 2017 erschienen ist, beschreibt Müller einen Umgang mit psychischen Erkrankungen, der den Ausführungen Foucaults über den Umgang mit Wahnsinnigen ähnelt. „Alles greift nach Erklärungsansätzen, wenn das Gesagte nicht stimmen kann, weil da auf dem eigenen Erfahrungshorizont kein Platz für ist.“ (Katze, 2022, S. 164)

Die hilflosen Reaktionen des Umfeldes auf einen psychisch labilen Mitmenschen, zeugen davon, dass die gesellschaftlichen Wissensrahmen für dieses Thema noch immer nicht weit genug geöffnet sind, als dass andere (sprachliche) Umgangsformen möglich sind. Das Zitat Katzes ist insofern spannend, als er im Endeffekt die framesemantischen Zugänge beschreibt. Zum einen sind in der Vergangenheit keine Wissensrahmen gebildet worden, die eine andere Reaktion als stigmatisierende Aussagen zulassen können. Zum anderen beschreibt Katze die Angst, die aus den Menschen spricht, da eine psychische Krankheit nicht im Rahmen des Möglichen für sie liegt. Dies ist auch im folgenden Dialog zwischen Katze und seinem Vater (erster Sprecher) zu beobachten:

„Na, für mich ist das in Ordnung, hab ich beschlossen.“

„Das ist aber lieb. Hab ich deinen Segen oder was?“

„Nein, so war das nicht gemeint, Junge.“

„Wie denn?“

„Na, also, mit dem Therapeuten. Wenn du unbedingt Depressionen haben musst.“

„Ist jetzt nicht, als hätte ich da `ne Wahl, oder?““ (Katze, 2022, S.166)

Zum einen ist die Satzkonstruktion *für mich ist das in Ordnung, hab ich beschlossen* interessant. Durch das Einverständnis des Vaters, das hier ausgedrückt wird, entsteht das Bild, man müsse um Erlaubnis bitten, an Depressionen erkranken zu dürfen. Dies wiederum würde darauf zurückschließen, dass psychische Krankheiten frei gewählt werden können. Als wären sie vergleichbar mit der Entscheidung, ob man Alkohol trinkt, Sport macht oder banaler noch, was man frühstücken möchte. Es suggeriert ein „Mitspracherecht“. Das wird auch noch in den letzten beiden Zeilen des Zitates deutlich. Obgleich Katze seinen Vater darauf stößt, dass er keine Wahl hatte, ob er an Depressionen erkrankt oder nicht, wird im Laufe des Textes

kein weiteres Verständnis dahingehend aufgebaut. Es werden Vergleiche zu vermeintlich ähnlichen Gefühlslagen gezogen („Also, wenn ich mal schlechte Laune hab“ (Katze, 2022, S. 166)). Auch Referenzen zur früheren Wahrnehmung des Betroffenen werden geäußert, da er „immer so ein fröhliches Kind“ (Katze, 2022, S. 166) war. Anhand solcher Äußerungen kann man sehen, dass selbst zwischen Betroffenen und deren Umfeld eine Art der Experten / Laien – Divergenz zum Tragen kommt. Als Erkrankter, der zu dem Zeitpunkt schon eine Therapie begonnen hat, wird man (im besten Fall) zum Experten seiner Selbst bzw. zum Experten hinsichtlich der eigenen Krankheit. Das Umfeld hingegen ist in diesem Feld vor allem dann ein Laie, wenn sich vorher noch nicht mit dem Thema auseinandergesetzt werden musste oder aufgrund von früheren gesellschaftlichen Gesprächskonventionen nicht durfte. So kann dann das Bild entstehen, dass Depressionen einfach nur eine Traurigkeit sind, obwohl sie, wie schon zu Beginn der Analyse beschrieben, eine viel komplexere Gefühlslage erzeugen. In einer 2023 veröffentlichten Studie wurde herausgearbeitet, dass vor allem durch das inkorrekte Benennen von Symptomen oder das Isolieren der Erkrankten von einem „uns“ Stigmata entstehen und Diskriminierung geschieht (vgl. Zayts - Spence, et al., 2023, S.2). In einem Konzeptionsversuch zur Entstigmatisierung psychischer Krankheiten des Aktionsbündnisses Seelische Gesundheit wurde bereits 2010 davon berichtet, dass nach Angermeyer (2003) gerade zwischenmenschliche Erfahrungen als problematisch erlebt werden (vgl. Gaebel, et al., 2010, S.53). Als wirksamste Form der Entstigmatisierung wird darin nach Corrigan und O’Shaughnessy (2007) der Kontakt mit Erkrankten, also die Interaktion und Diskussion mit ihnen, hervorgehoben (vgl. Gaebel, et al., 2010, S. 11). Hieraus bildet sich ein Dilemma ab. Für die Erkrankten sind solche Kontakte, wie Katze sie mit seinen Eltern erlebt, verletzend und in vielen Fällen stigmatisierend. Dennoch können nur die Betroffenen selbst dazu beitragen, dass Stigmatisierungen nachlassen, indem sie über ihre Krankheiten sprechen, ihr Umfeld aufklären und im weitesten Sinne damit die Entstehung neuer Frames hinsichtlich des Diskurses über psychische Erkrankungen fördern. Denn die Vorurteile gegenüber psychischen Erkrankungen beziehen sich nicht nur auf die Symptome und Verhaltensweisen der Betroffenen, sondern auch auf die Hilfsangebote wie Therapie und Medikation.

„Die wollen sicher auch kein unmöglich buntes Bouquet von Psychopharmaka verordnen müssen, mehr als nötig, als Staudamm oder eben allerletztes Rettungsboot, weil der Bär schon in den Buchweizen geschissen und alle Hähne aufgedreht hat, bis es randvoll mit Problemen gelaufen ist. Muss, was gesellschaftliches Tabu ist, gleich in Krampf ausarten?“ (Müller, 2017, S. 81)

Hier schreibt Müller von seinen Gedanken, die er bezüglich einer Medikation seiner Angststörung hat. Der Satzteil *Die wollen sicher auch kein unmöglich buntes Bouquet von Psychopharmaka verordnen müssen, mehr als nötig* zeigt, wie sich Müller eine Konstruktion baut, um die Art der Hilfe durch Medikation vor sich zu rechtfertigen. Zudem scheint er sich selbst gut zureden zu wollen, dass er schon keine „Übermedikation“ verschrieben bekommen wird. *Buntes Bouquet* könnte

hier noch auf die früheren Psychopharmaka referieren, denen durch die Färbung eine zusätzliche Wirkung zugeschrieben wurde (vgl. Buschek & Müller, 2021, o.S.). Zusätzlich beschreibt ein bunter Strauß eine Vielfalt von Medikamenten. Es existiert noch immer das Bild in der Gesellschaft, man würde durch psychiatrische Behandlung „so viele Medikamente eingetrichtert [bekommen], bis man ein willenloses, sediertes Geschöpf wird“ (Haenel, 2018, S. 225). Zeitgleich beschreibt Müller durch metaphorische Bilder wie Wassermassen oder dem paradoxen Bildes eines ängstlichen Bären die Problemlage, in der er sich befindet. Trotz der genannten ambivalenten Gefühle schließt Müller diesen Ausschnitt mit dem Hinweis auf gesellschaftliche Tabus und ihre Auswirkungen. Da das Buch mit zeitlichem Abstand zum Erlebten verfasst wurde, kann man in der letzten Fragestellung eine Reflektion des Erlebten erkennen, die zum Unmut über den Umgang mit psychischen Erkrankungen geführt hat. Die Frage nach der Gleichberechtigung von physisch und psychisch Kranken klingt hier an und deutet darauf, dass sich Betroffene nach wie vor der Allgemeinheit nicht zugehörig fühlen. Dieser Aspekt wird auch von Katze geäußert, indem er schreibt, wie sinnlos es ist, sich so schlecht zu fühlen, wenn niemand aus dem Außen aufgrund von gebrochenen Knochen sehen kann, wie es ihm geht (vgl. Katze, 2022, S. 57). Diese Äußerung lässt sich darauf zurückführen, dass der Wunsch besteht, man würde von seinem Umfeld wahrgenommen und akzeptiert werden (vgl. Haenel, 2018, S. 228). In einer Studie wurde herausgefunden, dass sich 54,5 % der Befragten nur wenig in psychisch kranke Personen hineinversetzen können und ihnen solche Krankheiten fremd, angsteinflößend oder bedrohlich vorkommen (vgl. Lamnek, 1991, S. 39). Die Tabuisierung von Sachverhalten rund um das Thema der mentalen Gesundheit führt zu weiterem Unverständnis. Man müsste der Fremdheit und dem Schweigen entgegenwirken, um „zu einer besseren Einbindung psychisch Kranker in das alltägliche Leben der Gesellschaft“ (Lamnek, 1991, S. 39) zu gelangen und somit der Stigmatisierung entgegenzuwirken. Einhergehend mit dieser Idee der Eingliederung käme jedoch erneut die Frage nach der Normalität auf. Denn wen müsste man eingliedern, wenn es überhaupt keine Normalität und damit auch keine Abnormalität gäbe?

„Ihr seid so normal, wie man es nur sein kann, wenn es kein Normal gibt. Jedenfalls kein universelles, keines, das gesetzmäßig oder in Stein gemeißelt ist. Wer maßt sich an, euch überzeugen zu wollen, dass etwas so nicht stimmt? Also das fände ich nicht normal.“ (Müller, 2017, S. 271)

Mit diesem appellativen Satz schließt Müller interessanterweise sein Buch. Auch hierin wird die psychische Entwicklung des Autors deutlich. Sehnte er sich zuvor selbst nach einer Normalität und dem Gleich – Sein bezogen auf das eigene Umfeld, appelliert er hier an seine Leserschaft, dass eine Normalität nichts Genormtes bzw. Festgeschriebenes sein kann. Spannend ist jedoch auch, dass er sich durch den letzten Satz selbst widerspricht. Auf der einen Seite spricht er davon, dass es kein Normal gibt und auf der anderen Seite ist stereotyper Umgang mit Menschen für ihn eine Sache der Abnormalität. Anhand dieser paradoxen Äußerung wird die

Komplexität des Themas Normalität und Stigmata noch einmal deutlich. Der Mensch scheint immer einen Referenzwert zu benötigen, durch den er Situationen oder Sachverhalte einordnen kann. Dies geschieht durch individuelle oder gesellschaftliche Vorstellungen von einer Grenze der Normalität – der genormten Ansichten.

### 3.6 Eine Krankheitsgeschichte als Reise

Wie bereits beschrieben, können Veränderungen bei den Autoren hinsichtlich des Umgangs mit der eigenen Krankheit festgestellt werden. Hierzu passend kann die Metaphernkonstruktion einer Reise als Beschreibung der Krankheitsgeschichte aufgezeigt werden. So beschreibt Müller den Anfang seiner Krankheitsgeschichte deutlich als eine Haltestelle: „Nächster Halt: Angststörung. Ich stürze in die Reise. In die permanente Sauhatz.“ (Müller, 2017, S. 73) *Sauhatz* nutzt Müller, um eine Panikattacke zu benennen bzw. in diesem Falle eine Reihe von panischen Angstgefühlen zu beschreiben. Auffällig ist, dass die Reise auf der einen Seite durchaus mit einem Halt, also stehenden Phasen, beschrieben wird. Zeitgleich schreibt Müller jedoch auch davon, dass er in die Reise *stürzt*, was von einem zügigen Tempo spricht. Diese Wahrnehmung der eigenen Krankheit lässt sich auf das Konzept „*Time is a moving object*“ (Lakoff & Johnson, 1980, S. 43) zurückführen. Hierbei kann es sich so anfühlen, als würde die Zeit still stehen und der Mensch bewegt sich oder aber der Mensch steht still und die Zeit schreitet voran. Beides lässt sich in Müllers Ausführungen wiederfinden. Die zeitliche Wahrnehmung, die sich metaphorisch wiederfindet, ist ein weiteres Beispiel dafür, dass der Mensch Metaphernkonzepte unbewusst nutzt und gar nicht als sprachliches Bild wahrnimmt (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 43). Mit diesem Konzept geht auch das Konzept der Reise einher, welches in diesem Kapitel vor allem aufgegriffen werden soll. Als bekanntes Beispiel für die Reise als Metaphernkonstruktion beschreiben Lakoff und Johnson Liebe als eine Reise (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 44). Dazugehörige Charakteristika sind Weggabelungen, getrennte Wege, Sackgassen etc., die sodann auch aufzeigen, dass eine Reise auf verschiedene Arten, also per Auto, Zug oder Schiff, stattfinden kann (vgl. Lakoff & Johnson, 1980, S. 44-45). Bezogen auf psychische Krankheiten wird die Fortbewegungsart als schwerfälliger beschrieben; statt auf Fahrzeuge wird auf die eigene körperliche Kraft zurückgegriffen.

„Nicht einknicken, nicht untergehen und ertrinken. Langmut. Fühlt sich bis hierher an, als hätte ich gerade den Ärmelkanal durchschwommen. Und am Strand von Dover sagt dann irgendwer: ‚Coole Nummer, und jetzt nochmal zurück.‘“ (Katz, 2022, S. 244)

Katz beschreibt in diesem Abschnitt eine Reise, die eine enorme physische, aber auch psychische Kraft voraussetzt. Das Durchschwimmen der gesamten 560 Kilometer des Ärmelkanals ist eine unmögliche Aufgabe. Selbst die bestehende Herausforderung für Sportler\*innen des Kanalschwimmens an der schmalsten Stelle, liegt bei 34 Kilometern für ungeübte Schwimmer\*innen im Bereich einer schwer

zu bewältigenden Aufgabe (vgl. Wikipedia, 2024, o.S.). Die elliptische Aufzählung zu Beginn des Zitates nimmt Bezug auf den inneren Monolog, den ein Schwimmer mit sich führen würde, würde er sich dieser Aufgabe stellen. Es beschreibt eine lebensbedrohliche Situation, die nur durch mentale Stärke überwunden werden könnte, in realistischer Betrachtungsweise jedoch nur wenigen, sehr trainierten Menschen möglich ist. Hierin kann man die Schwierigkeiten erkennen, die eine Depression mit sich bringt. Das Heilen von der Depression und dem Sich – Widersetzen destruktiver Gedankengänge fühlt sich für Betroffene wie ein nicht enden wollender Marathon an.

„Ich bin der Reise überdrüssig.

Aber immerhin weiß ich nun ungefähr, wohin sie mich führen soll. Ungefähr. Und deshalb ist es echt schwierig, ein Ticket zu ziehen und die Koffer zu packen.“ (Müller, 2017, S. 73)

Genau deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn psychisch Erkrankte den Willen zur Heilung immer wieder verlieren, so wie Müller das an dieser Stelle beschreibt. Obgleich eine körperliche Anstrengung als Reisebewegung genannt wird oder das Reisen mit einem Zug – die Anstrengung, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen und mental neue Orte zu entdecken, bleibt und kann lähmend wirken. Stetig auf Reisen zu sein, kann ein Gefühl von Rastlosigkeit und Müdigkeit erzeugen. Erkrankte, die sich auf die Reise zu sich selbst begeben, können diese Gefühle ebenso bekommen und sich ein Nachhause – Kommen wünschen. Gleichzeitig bietet eine Reise aber auch neue Möglichkeiten und Perspektiven, weshalb neben der Liebe eben auch das Leben oft als Reise konzeptualisiert wird.

„Da sitzen wir gemeinsam in der Dunkelheit, im schwarzen Loch, und das Labyrinth, in dem wir auf dem moosgrünen Hosenboden gelandet sind, ist nichts anderes als das Leben, und wir müssen uns entscheiden zwischen dem Weg ins Ungewisse und dem planbaren Weg der Vernunft, die uns zwar den gewünschten Reichtum verwehrt, aber immerhin am Leben lässt. Müssen uns entscheiden zwischen einem planlosen Vorpreschen, wo wir mit größter Wahrscheinlichkeit ins Nichts rennen, und einem Zurück an den Anfang, wo uns immerhin noch alles offenstand und uns beruhigenderweise auch ein Überleben versprochen war.“ (Müller, 2017, S. 215)

Die Reise durch eine psychische Krankheit hindurch wirkt nicht nur durch ihre Dauer bzw. Länge ermüdend, sondern auch durch ihre Unvorhersehbarkeit. Die Dunkelheit, das schwarze Loch und auch das Labyrinth sind Charakteristika, die die Wege durch die Krankheit hindurch beschreiben. Auch im vorigen Zitat wird die Unsicherheit schon aufgegriffen, die es Müller schwer macht, den letzten Schritt für die Reise zu gehen. Grundsätzlich zeichnet Müller innerhalb dieses Zitates eine düstere Vorstellung dieser Reise. Er schwankt zwischen dem Nichts und dem Unbekanntem wie auch zwischen den neuen Möglichkeiten und den Vorteilen des (Un-) Planbaren. Dieses Vor – und Zurück, welches Müller hier abzuwägen versucht, zeichnet metaphorische Weggabelungen, die die weitere Reise seiner Selbst

durch das Leben mit einer Angststörung beschreiben. Während eine Reise in vielen Fällen mit einem klaren Start – und Zielort verbunden wird, wird sie hier als eine unbekannte Straßenführung mit vielen verschiedenen Abzweigungen konstruiert. Dieses Bild entsteht vor allem durch die Nennung des Labyrinths, welches nur durch die vielen verschiedenen Wege, Abzweigungen und Sackgassen zu einem solchen wird. Ein Labyrinth zu durchschreiten, wird auch immer damit verbunden sein, den falschen Weg genommen zu haben und sich neu orientieren zu müssen. Diese Metapher beschreibt die Schwierigkeiten und die Komplexität des Lebens mit einer psychischen Krankheit bzw. der Heilung von einer solchen. Gerade die Heilung der Krankheit beschreibt Müller erneut mit den verschiedenen Wegen, die man gehen muss. Auch hier scheint er einen Fußweg vor Augen zu haben, der „nicht immer fein poliert oder griffig geteert einlädt, sondern meist ein wenig rumpelig und mit Stolpersteinen und Schlaglöchern hier und da versehen ist.“ (Müller, 2017, S. 240) Durch die Heilungsreise verweist Müller jedoch darauf, dass man nicht mehr auf „Sicherheitsleinen“ (Müller, 2017, S. 240) angewiesen ist. Stattdessen könne man sich wieder freier und mutiger durch die Welt bewegen. Das Konzept der Reise wird also vielmehr auf eine innere Entwicklungsreise zwischen *krank* und *gesund* bezogen, als auf tatsächliche, äußere Ortswechsel. Dieser innere Aspekt wird in folgendem Zitat noch einmal verdeutlicht:

„Es gibt Menschen, die sich ihr verschrieben haben. Die sich spezialisiert haben, Schlaglöcher in Seelen mit weichem Beton zu füllen, damit wir einigermaßen frei von Ruckeln und Schmerzen reisen.“ (Müller, 2017, S. 248)

Auffällig ist hierbei, dass Müller noch einmal auf die Schlaglöcher zurückkommt. Waren diese zuvor noch auf die Straßen bezogen, auf denen man gehen muss, sind sie nun Teile der eigenen Seele, die es zu füllen gilt. Die Beschreibung des weichen Betons, der in die Seele gefüllt wird, kann hierbei mit neuen Glaubenssätzen und Umgangsweisen, die erlernt werden müssen, im Zusammenhang stehen. Denn obwohl Beton nach dem Trocknen kein weicher Grund mehr ist, kann er für die aufgefüllte Seele eine angenehme Basis werden, wenn die Betonmischung stimmt. Die Seele wird somit zum Untergrund oder zu der Basis, auf der man reisen wird. Müller räumt zwar ein, dass eine Reise nie ganz ohne Unbequemlichkeiten geschehen wird, diese jedoch mit Hilfe von Therapie in einen aushaltbaren Rahmen gerückt werden. Die vorherigen Konstruktionen, die auf das Bild der Reise referiert haben, schienen zudem mit Schmerzen konnotiert worden zu sein. So etwa wie auch bei Katze zu Anfang der Ärmelkanal als Mammutaufgabe benannt wurde. Müller gibt dem Bild der Reise eine gewisse Leichtigkeit zurück, fast so, wie man es erlebt, wenn man aus Freude neue Orte entdeckt. Für Erkrankte ist es in diesem Sinne der Ort der heilenden Seele, die das Leben annimmt und nicht bekämpft.

### 3.7 Allgemeine sprachliche Auffälligkeiten

Als abschließendes Kapitel für meine Analyse möchte ich auf die generellen sprachlichen Besonderheiten eingehen, die in dem ausgewählten Korpus zu beobachten sind. Aufgrund der Tatsache, dass die weiterführende Recherche sich in diesem Themenfeld schwierig gestaltet, kann ich dabei nur auf eigene Beobachtungen eingehen. Allerdings ist eine Studie zu einem ähnlichen Thema bekannt, weshalb ich überhaupt diese Beobachtungen noch ausführen möchte. 2020 erschien eine Studie zu den sprachlichen Besonderheiten von Depressiven innerhalb ihrer Spontansprache. Hierbei wurden 45 Patient\*innen mit Depression und 31 gesunde Kontrollpersonen hinsichtlich ihrer Spontansprache untersucht und verglichen. Von besonderer Bedeutung standen in dieser Studie lexikalische Phänomene wie Satzabbrüche, Auslassungen und Paraphrasen, aber auch syntaktische Auffälligkeiten wie Satzverschränkungen oder fehlerhafte Wortstellungen. Obgleich es einen Unterschied macht, ob man Spontansprache oder verfasste Sprache analysiert, finde ich den Ansatz dahinter interessant. So konnte innerhalb dieser Studie bestätigt werden, dass Depressive in ihrer Spontansprache zu signifikant mehr inadäquaten Auslassungen, Satzverschränkungen, inkorrekten Wortstellungen und morphosyntaktischen Fehlern neigten (vgl. Klaar, et al., 2020, S. 10). Mit dem Wissen, dass sich solche sprachlichen Besonderheiten nachweisen lassen, kann man sich die Satzstrukturen oder die allgemeine Ausdrucksweise der beiden Autoren noch einmal von einem anderen Blickpunkt aus anschauen. Vor allem die Textstellen, die für die vorherigen Analysepunkte relevant waren, zeigen Auffälligkeiten wie das gehäufte enumerierende Erzählen von Gefühlslagen. Hierbei werden die Aufzählungen zum Teil so breit gefasst, dass sich die Satzteile miteinander verschränken und eigentlich zu eigenen Sätzen hätten geteilt werden können. Auch Ellipsen sind in beiden Büchern immer wieder vorgekommen. Dabei ist jedoch interessant, dass in der Studie zur Spontansprache herausgearbeitet wurde, dass die Kontrollgruppe wesentlich mehr Ellipsen verwendet hat als die Gruppe der Depressiven. Diese hingegen neigten zu inadäquaten Auslassungen. Diese Unterscheidung könnte darin begründet liegen, dass Ellipsen einen höheren Konzentrationsaufwand benötigen (vgl. Klaar, et al., 2020, S. 11). Das elliptische Erzählen könnte jedoch aus einer überarbeiteten Version der Spontansprache der Autoren resultieren. Die Verwendung von Parallelismen ist mir bei der Korpusanalyse ebenso aufgefallen wie das Wiederholen von bestimmten Satzteilen oder einzelnen Wörtern. Es ist schwierig zu sagen, ob die sprachliche Gestaltung bewusst so gewählt wurde, um Gefühlslagen zu betonen oder um die Symptommatiken greifbarer zu machen. Im Allgemeinen ist es mir jedoch beim Lesen der Texte so vorgekommen, als sei die Schreibweise der Autoren sehr nah an ihrer Spontansprache. Dies lässt sich unter anderem darin begründen, dass die Schreibweise sehr einfach gehalten ist. Dieser Aspekt wäre dann wieder auf die Studie rückführbar, die letztlich festgehalten hat, dass Depressive einen einfacheren Ausdruck wählen, da die Konzentrations – und Aufmerksamkeitsspanne niedriger ist bzw. die kognitiven Basisfunktionen schlechter funktionieren als bei gesunden Personen (vgl. Klaar, et al., 2020, S. 11). Obwohl sich diese Studie auf das Krankheitsbild der Depression beschränkt, können Ähnlichkeiten sowohl

zu Katze als auch Müller festgestellt werden. Dies kann auf die Komorbidität zwischen Angststörungen und Depressionen zurückgeführt werden.

Mit diesem kurzen Blick auf die allgemeinen sprachlichen Besonderheiten soll die Analyse enden. Man konnte sehen, dass sich das metaphorische Sprechen durch beide Bücher zieht, was vor allem an der Emotionalität und der damit einhergehenden Schwierigkeit des Ausdrückens der Gefühlslagen liegt. Verschiedene Konzepte und Konstruktionen konnten in beiden Büchern aufgegriffen werden – sei es, die Dunkelheit, die Reise, das Grübeln oder das Gefühl der Andersartigkeit und der Sehnsucht nach Normalität. Die sprachlichen Konstruktionen zeugen von einem ähnlichen Empfinden und der Schwierigkeit dieses ohne Bildlichkeit ausdrücken zu können.

#### 4. Sprache, Sprechen, Psychotherapie

Bezogen auf meine Analyse ist es schwer zu sagen, ob die bereits belegten Aspekte der Sprachnutzung von Depressiven auch auf den verwendeten Korpus zutreffen. Gewisse Ähnlichkeiten sind jedoch in meinen Augen erkennbar und dadurch durchaus als relevant zu benennen. Gerade für die Psychotherapie und die psychiatrische Diagnostik kann dieses Bewusstsein für Sprachnutzung neue Möglichkeiten der Erkennung von Depressionen bieten. Sei es um Depressionen zu erkennen oder die Betroffenen besser zu verstehen, gibt es immer wieder Ansätze, die versuchen Sprache im Zusammenhang mit psychischen Erkrankungen genauer zu untersuchen. So hat bereits Anfang 1900 der Psychiater Carl Gustav Jung versucht durch das Assoziationsexperiment herauszufinden, wie Menschen auf bestimmte Reizwörter reagieren. Dafür soll

„die Versuchsperson (Vp) auf ein durch den Versuchsleiter (VL) dargebotenes Reizwort mit dem Wort antworten [...], das ihr zuerst in den Sinn kommt. Im Verlaufe des Lebens gemachte Erfahrungen werden mit bestimmten Begriffen assoziiert, die dadurch zu eigentlichen Reizwörtern werden können.“ (Schlegel & Zeier, 1982, S. 75)

Durch diese Experimente konnte gezeigt werden, dass beispielsweise Alkoholiker\*innen auf für sie besonders bedeutungstragende Worte wie Trinken, Bier und Wein schneller reagieren als Nicht – Alkoholiker\*innen. Mithilfe dieser Experimente sollten Reizwörterlisten erstellt werden, die zu Forschungs-, aber auch Diagnosezwecken dienen sollten (vgl. Schlegel & Zeier, 1982, S. 76-77). Der Grundgedanke des Assoziierens mit verschiedenen Äußerungen findet sich noch heute in der analytischen Psychotherapie wieder. Denn gerade in der Psychotherapie ist Sprache der Gegenstand und das Werkzeug, um miteinander zu arbeiten und Fortschritte zu erzielen. Wie genau das funktioniert, wird in dem Konzept des „talking cure“ versucht darzustellen. Dieses geht von der Annahme aus, dass innerhalb der Psychotherapie durch das Reden (talking) Heilung (cure)

stattfindet. Diese Idee umfasst verschiedene Ansätze, aus denen als gemeinsamer Nenner hervorgeht,

„dass Sprache deshalb therapeutisch wirksam sein kann, weil sie in der Therapie eine zentrale Möglichkeit zur *Explikation* beziehungsweise *Modifikation* pathologisch – maladaptiver Erlebens–und Erfahrungskonstellationen bietet.“ (Marx, et al., 2021, S. 112)

Hierfür betrachten die forschenden Psycholog\*innen die Bereiche der Katharsis, der Symbolisierung, der Metaphern, der verbalen Interventionen und den Narrativen (vgl. Marx, et al., 2021, S. 99) sowie in einer ausführlicheren Version ergänzend die Inhibitionsfähigkeiten (vgl. Marx, et al., 2017, S. 10). Innerhalb des letztgenannten Bereichs konnte sodann auch durch das Messen neurologischer Aktivitäten festgestellt werden, dass das Aussprechen negativer Gefühle hilft, um negativ wahrgenommene emotionale Reaktionen zu lindern, da die Erfahrungsintensität gedämpft wird (vgl. Marx, et al., 2017, S. 10). Hierdurch kann man die generelle Wirkung von Sprache als bewiesen ansehen. Für diese Arbeit sind darüber hinaus auch die Ansichten zu der Metaphernbetrachtung in der Psychotherapie interessant. Hierbei wird in diesen Ausführungen ebenfalls auf die konzeptuelle Metapherntheorie nach Johnson und Lakoff eingegangen. Durch die unbewusste Nutzung der Metaphernkonzepte gehen sie davon aus, dass Metaphern

„Phänomene beziehungsweise Erlebensweisen ausdrücken, die nicht buchstäblich ausgedrückt werden können (‘inexpressibility hypothesis’) – und dies in verdichteter Form (‘compactness hypothesis’) beziehungsweise auf lebendige Weise (‘vividness hypothesis’).“ (Marx, et al., 2021, S. 106)

Weiter wird ausgeführt, dass Metaphern so zentrale Themen in der Psychotherapie sein können, um Symptomatiken oder Selbst – und Objektrepräsentanzen auszudrücken (vgl. Marx, et al., 2021, S. 106). Diese Erkenntnis kann man letztlich in der vorangegangenen Analyse deutlich in den Beschreibungen der beiden Autoren wiederfinden. Für das Sprechen in der Therapie ist vor allem der Aspekt von Bedeutung, dass Quelle – Ziel – Verknüpfungen von Metaphern im Sinne des Konzepts von *source* und *target*, im Falle von maladaptiven Verknüpfungen verändert werden können. Dafür würden dann *target domains* mit neuen *source domains* erarbeitet werden (vgl. Marx, et al., 2021, S. 107).

„Im Vordergrund [bei der therapeutischen Metaphernarbeit] steht zunächst das kommunikative Potenzial von Metaphern, komplexe Erfahrungskonstellationen kompakt und lebendig zu versprachlichen, was vor allem mit Verstehens – und Problemlösungsprozessen assoziiert wurde. Weiterhin eröffnet die Metaphernarbeit Perspektiven für Veränderungsprozesse, etwa die Korrektur maladaptiver Selbst – oder Krankheitskonzepte, die sich in Metaphern ausdrücken.“ (Marx, et al., 2021, S. 107-108)

Nicht unbeachtet lassen die Forscher\*innen jedoch auch den Aspekt, dass der Metapherngebrauch in der Therapie nicht unabdingbar produktiv sein muss, da sie auch zu Abwehrzwecken genutzt werden können und so das offene Sprechen erschweren (vgl. Marx, et al., 2021, S. 107). Auch diesen Aspekt kann man bei Katze beobachten, der innerhalb seiner Therapiesitzungen immer wieder in den Humor und Sarkasmus flüchtet. Erst nachdem sein Therapeut ihn darauf anspricht, wird Katze der Abwehrmechanismus bewusst und er lässt sich anders auf die Gespräche ein als zuvor (vgl. Katze, 2022, S. 60-63). An dieser Textstelle kann man erkennen, wie wichtig die Einschätzung der Fachkraft ist. Therapeut\*innen können so gesehen auf die Metaphern und sprachlichen Konstruktionen ihrer Patient\*innen eingehen, müssen jedoch abwägen, ob diese für den Therapieerfolg hilfreich sind oder nicht. Durch solche Abwägungen kommt es dann auch dazu, dass Therapeut\*innen mit den Patient\*innen zusammen ihre Sprache hinsichtlich verfestigter Glaubenssätze verändern. Dazu werden innerliche Glaubenssätze, zumeist destruktive, zu positiven Glaubenssätzen umformuliert und immer wieder aufgegriffen, bis die erkrankte Person den adaptiveren Glaubenssatz verinnerlicht hat (vgl. Haenel, 2018, S. 254). Möchte man dieses psychotherapeutische Konzept auf die Linguistik ummünzen, könnte man sagen, dass eine Erarbeitung neuer Frames stattfindet, um realitätsnähere Wissensrahmen sich selbst gegenüber bilden zu können.

## 5. Und jetzt?

Was kann man festhalten? Welche Veränderungen oder Perspektivwechsel können durch eine solche Arbeit entstehen? Wie kann es weitergehen?

Sprache ist unabdingbar mit Interaktionen verknüpft, denn Sprache *ist* Interaktion. Bezogen auf den Diskurs um und über psychische Erkrankungen drängt sich die Frage auf, inwiefern diese den Umgang mit psychischen Erkrankungen und den damit Betroffenen prägt. Was man an dieser Stelle festhalten kann, ist, dass die sprachlichen Konstruktionen psychischer Krankheiten mit bildlicher Sprache einhergehen. Die hier verwendete Metaphertheorie nach Johnson und Lakoff zeigt beispielhaft die verschiedenen bildlichen Konzepte auf, mit denen kommuniziert wird. Zudem konnte anhand der Theorie gezeigt werden, dass viele metapherischen Konzepte erst als solche aufgefasst werden, wenn man sich intensiver mit diesen befasst. Die unterbewusste Nutzung von Metaphern lässt ebendiese als alltägliche Sprache erscheinen. Zeitgleich kann die Verbildlichung des Empfindens gegenüber Mitmenschen zu Missverstehen führen, wenn sich zuvor noch nicht mit sprachlichen Konstruktionen psychischer Krankheiten auseinandergesetzt wurde. Denn trotz der Verbildlichung kann das Sprechen in dieser Form abstrakte Vorstellungen hervorrufen, die interpretiert werden müssen. Diese Erkenntnis führt rückschließend jedoch auch dazu, dass diese Thesis in vielen Bereichen eine Interpretation meinerseits des Geschriebenen ist.

Ein weiterer Aspekt, der festgehalten werden kann, ist die Komplexität von Symptommatiken, Empfindungen und letztlich auch den Kategorisierungsvorstellungen von Krankheit und Gesundheit. Durch die Individualität des Erlebens einer Krankheit und dem gleichzeitigen (gesellschaftlichen) Wunsch Konzepte von Krankheit und Gesundheit verallgemeinert zu kategorisieren, bewegt man sich zwischen zwei Kontroversen hin und her. Hier eine Veränderung anzustoßen wäre ein Wunsch meinerseits, um Betroffenen ihren Alltag hinsichtlich Diagnostiken, Umgang und Teilhabe an der Gesellschaft zu erleichtern. Versuche einer solchen Veränderung gibt es in verschiedenen Entstigmatisierungskonzepten, wie ich sie zuvor angeschnitten habe. Dennoch kommt es auch in diesen Konzeptionsversuchen zu der Problematik, dass dieses Themenfeld bisher zu wenig Aufmerksamkeit bekommen hat, sodass die Soziolinguistik sich erst seit kurzer Zeit vermehrt damit auseinandersetzt (vgl. Zayts - Spence, et al., 2023, S. 3). Auch gesetzlich wird versucht psychisch Erkrankte durch das Bundesteilhabegesetz (BTHG) abzusichern und einzubinden. Dieses Gesetz ist für Menschen mit Behinderungen geschrieben worden, zu denen laut Teil 1, Kapitel 1, §2 (1) Menschen zählen, die „körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, die sie in Wechselwirkung mit einstellungs- und umweltbedingten Barrieren an der gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate hindern können.“ Weiter ausgeführt wird das im selben Kapitel mit der „Teilhabe am Arbeitsleben“ (§4 (1)) sowie der „Teilhabe am Leben in der Gesellschaft“ (§4 (1)). Innerhalb des BTHGs stehen die Fähigkeiten und Kompetenzen des Individuums im Fokus, die gefördert werden sollen. Hier wird demnach versucht durch ein Zusammenspiel von kompetenzorientiertem Ausdruck und dem Aspekt der Gleichberechtigung Handlungsweisen zu festigen. Diese Art der Betrachtung einer Beeinträchtigung unterscheidet sich von den zu Beginn der Arbeit herausgearbeiteten Beschreibungen innerhalb der Diagnosemanuale. Auch wenn der Frage, wie diesem Gesetz im Alltag Beachtung geschenkt wird, im Rahmen dieser Arbeit nicht differenziert nachgegangen werden kann, kann die These aufgestellt werden, dass der positive oder gerechte Umgang mit psychisch Erkrankten nach wie vor eine Utopie ist, die sich an den Polen *Krankheit* und *Gesundheit* oder *Normalität* und *Abnormalität* die Zähne ausbeißt. Ohne diese Pole scheint es jedoch nicht zu funktionieren. Ich verweise hier gerne noch einmal auf Foucaults Gedankengänge. Seitdem hat sich gesellschaftlich doch einiges getan. Oder? Liegt die Problematik tatsächlich in einzelnen Wörtern begründet oder in den Vorstellungen, die sich damit im Laufe der Zeit verknüpft haben? Es ist ein Henne – Ei – Problem. Wenn wir sprachlich versuchen, immer mehr eine politische Korrektheit zu erzeugen, verschönern wir dann nicht nur Tatsachen? Müsste nicht, wenn überhaupt, eine Veränderung in den Handlungen zusammen mit der Erneuerung sprachlicher Konstruktionen stattfinden? Diese Fragestellungen werde ich zu diesem Zeitpunkt nicht klären können.

Um zurück zu den Ergebnissen der Arbeit zu kommen, möchte ich nochmal die Unterschiede in den Betrachtungsweisen von Metaphern und Frames umreißen. Während Metaphern grundsätzlich dazu dienen, Symptommatiken und Erlebensweisen zu beschreiben, konnte man den Bestand von Frames vor allem in den

Umgangsweisen mit den Betroffenen oder gewissen Grundsätzen sehen. Natürlich können auch Framekonstruktionen in den Symptombeschreibungen gefunden werden. Allerdings stand das in meiner Analyse nicht im Vordergrund, wodurch es erstmal nur eine These bleiben kann. Diese Beobachtung führt mich jedoch zu der Frage, ob andere sprachliche Konstruktionen überhaupt möglich wären. Die Emotionalität in Metaphernkonstruktionen wurde bereits belegt – sprich emotionales Sprechen ohne bildliche, sprachliche Zeichen scheint schwierig zu sein. Der gesellschaftliche Blick auf psychische Krankheiten wiederum greift zumeist auf gleiche oder ähnliche Wissensrahmen zurück. Vor allem diese Wissensrahmen müssten erweitert oder umgelernt werden, indem der Austausch mit psychisch Kranken geöffnet und enttabuisiert wird. Aber auch hier bedingt wieder das eine das andere und umgekehrt.

In meiner Einleitung habe ich geschrieben, dass ein Ausblick auf einen adäquaten Umgang wünschenswert wäre. Das wäre er noch immer. Allerdings steckt der Diskurs über psychische Krankheiten in einem Dilemma aus Distanzierung und Annäherung, bildlichem Sprechen und Abstraktion, Vorurteilen und Aufklärungsversuchen und dem Risiko dabei sich verletzlich zu zeigen. Ich denke, dass sich der Diskurs über psychische Krankheiten nur mit mutigen Betroffenen ändern kann, die sich wie die beiden Autoren „outen“ und ihr Erleben, ihr Leiden, ihre Niederlagen und Gewinne und ihre Verzweiflung und Hoffnung mit anderen teilen. Ich denke nicht, dass es darum geht eine Anforderung zu stellen, nach der sich „alle immer richtig verhalten müssen“. Vielmehr geht es darum, einem Thema Beachtung zu schenken, welches in der Regel verschwiegen wird, weil es unangenehm sein kann. Es geht darum, den Betroffenen zuzuhören und die eigenen gelernten Wissensstrukturen zu überdenken; Unangenehmes gemeinschaftlich lernen zu zelebrieren und nicht zu bagatellisieren. Sich auf seine Mitmenschen einzulassen, statt sie durch eine vermeintliche Abnormalität von sich fern halten zu wollen. Auch Betroffene kommen nicht umher, sich mit ihren sprachlichen Konstruktionen mit sich selbst und der eigenen Krankheit, darüber wie man sich selbst sieht und welche Konnotationen gewisse Selbstzuschreibungen mit sich bringen, auseinanderzusetzen. Doch all diese Vorschläge sind keinerlei wissenschaftlich weiterführende Konzeptionen. Vielmehr spiegeln sie den eigenen Wunsch nach einer sensibilisierten, zum Nachdenken bereiten Gesellschaft wider. Aufgrund dieser Reihe an Aspekten empfinde ich es als sehr schwierig konkrete Erkenntnisse oder Ideen zu benennen. Zeitgleich ist es Teil dieser Arbeit sich nicht von zu wenig wissenschaftlichen Hintergründen entmutigen zu lassen, sondern vielmehr eine Auseinandersetzung des Themas zu aufklärerischen Zwecken zu formulieren. Obgleich dieses Interesse aus persönlichen Erfahrungen heraus entstanden ist, konnte diese Arbeit die Relevanz des Ganzen für die Allgemeinheit zeigen.

Denn: Worte begleiten uns täglich und prägen unser Denken seit Kindesbeinen an. Deshalb schließe ich meine Arbeit mit einer letzten Frage: „Ist verrückt eigentlich das richtige Wort, oder diskriminiere ich mich da gerade selbst?“ (Katze, 2022, S. 75)

## 6. Literatur

- Bundestag. Gesetz zur Stärkung der Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen (Bundesteilhabegesetz - BTHG) 2016.
- Busse, D. Frame – Semantik. Ein Kompendium. Walter de Gruyter 2012
- Busse, D. Linguistische Diskursanalyse. Die Macht der Sprache und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit aus der Perspektive einer linguistischen Epistemologie. . In D. W. Viehöfer, P. D. Keller, & P. D. Schneider (Hrsg.), Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: Springer VS. 2013, S. 51-78.
- Busse, D. Überlegungen zu einem integrativem Frame – Modell: Elemente, Ebenen, Aspekte. In A. Ziem, L. Inderelst, & D. Wulf, Frames interdisziplinär: Modelle, Anwendungsfelder, Methoden (S. 69 – 92). Düsseldorf: düsseldorf university press 2018.
- Drommler, M. Nationale Identität in der Berliner Republik 1998 – 2007. Ein framesemantischer Zugang zum Wissen gesellschaftlicher Selbstverständigung. In E. Felder (Hrsg.), Sprache und Wissen (Bd. 54). De Gruyter 2022.
- Foucault, M. Wahnsinn und Gesellschaft (20. Auflage Ausg.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 2013.
- Gaebel, P. D., Ahrens, D.-P. W., & Schlamann, D.-P. P. Konzeption und Umsetzung von Interventionen zur Entstigmatisierung seelischer Erkrankungen: Empfehlungen und Ergebnisse aus Forschung und Praxis. . Aktionsbündnis Seelische Gesundheit 2010.
- Haenel, T. Depression – das Leben mit der schwarz gekleideten Dame in den Griff bekommen (2. Auflage Ausg.). Basel, Schweiz: Springer 2018.
- Iakushevich, M. Einleitung: ‚Gesundheit‘ / ‚Krankheit‘ und gesellschaftliche wie auch fachliche Vortellungen von ‚Normalität‘. In M. Iakushevich, Y. Ilg, & T. Schnedermann (Hrsg.), Linguistik und Medizin. Sprachwissenschaftliche Zugänge und interdisziplinäre Perspektiven Berlin /Boston: Walter de Gruyter 2021, S. 317-322.
- Kalasznik, M., & Staniewski, P. Depression im Lichte der konzeptuellen Metaphern im Deutschen. Eine Untersuchung am Beispiel verbaler Kollokationen. Colloquia Germanica Stetinensia, 29, 2020, S. 187- 204.
- Katze, T. Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet. (14. Ausg.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2022.

- Keller, R. Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Interdisziplinäre Diskursforschung. (R. Keller, A. Landwehr, W.-A. Liebert, & M. Nonhoff, Hrsg.) Wiesbaden: VS Verlag 2011.
- Keller, R. Michel Foucault (Bd. Klassiker der Wissenssoziologie 7). (B. Prof. Dr. Schnettler, Hrsg.) Köln: Herbert von Halem Verlag 2023.
- Klaar, L., Nagels, A., Kircher, T., & Domahs, F. Sprachliche Besonderheiten in der Spontansprache von PatientInnen mit Depression. *Logos*, 28(1), 2020, S. 4-13.
- Lakoff, G., & Johnson, M. METAPHORS We Live By. London: The university of Chicago press 1980.
- Lamnek, S. Der psychisch Kranke als potentieller Krimineller? Die psychische Erkrankung im Lichte der öffentlichen Meinung. *Soziale Probleme*, 2(1), 1991, S. 36 - 59.
- Liebert, W. -A. Psychopathologie der Erleuchtung. Psychiatrisch - linguistische Lektüren spiritueller Erwachsenenerzählungen. . In M. Iakushevich, Y. Ilg, & T. Schnedermann (Hrsg.), *Linguistik und Medizin. Sprachwissenschaftliche Zugänge und interdisziplinäre Perspektiven*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2021, S. 473 - 490.
- Müller, N. Ich bin mal eben wieder tot. Wie ich lernte, mit Angst zu leben. München: Knaur Verlag 2017.
- Marx, C., Benecke, C., & Gumz, A. Talking Cure Models: A framework of Analysis. *Frontiers in Psychology*(8), 13. September 2017,S. 1 - 13.
- Marx, C., Benecke, C., & Gumz, A. Wie kann Reden heilen? Zur Sprache in der Psychotherapie. *Forum Psychoanalyse*, 37, 2021, S. 99-115.
- Mead, M. N. Benefits of Sunlight. A Bright Spot for Human Health. *Environmental Health Perspectives*, 116(4), 2008, S.161-167.
- Qui, A. H., Tay, D., & Watson, B. Metaphorical language and psychopathological symptoms: a case study of trauma victims' metaphor use. *BMC Psychology*, 01. Februar 2024, S. 1-15.
- Salerno, S. Sprachbilder der Depression. Orientierungs - und Gefässmetaphern im medialen Diskurs. Lausanne : University of Lausanne Open Archive 2020 .
- Schenk, A. Die Konstruktion eines Verhältnisses zwischen "Normalität" und "Abweichung" im Fachdiskurs zu Autismus - Spektrums - Störungen. In M. Iakushevich, Y. Ilg, & T. Schnedermann (Hrsg.), *Linguistik und Medizin. Sprachwissenschaftliche Zugänge und interdisziplinäre Perspektiven* Berlin/Boston : Walter de Gruyter 2021, S. 323 - 338.

Schlegel, M., & Zeier, H. Psychophysiologische Aspekte des Assoziationsexperiments und Normdaten zu einer Reizwörterliste. In H. Dieckmann, & C. Meier (Hrsg.), *Analytische Psychologie*. Basel: S. Karger 1982, S. 75-92.

Zayts - Spence, O., Edmonds, D., & Fortune, Z. Mental Health, Discourse and Stigma. *BMC Psychology* 12. Juni 2023.

### Internetquellen

Bundesgesundheitsministerium.

<https://www.bundesgesundheitsministerium.de/themen/praevention/gesundheitsgefahren/depression>; Abgerufen am 15. Juli 2024.

Buschek, D. m., & Müller, I. NetDoktor. <https://www.netdoktor.de/medikamente/medikamenten-farbe/>; Abgerufen am 06. August 2024, 2021.

DUDEN. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Dschungel>; Abgerufen am 18. Juli 2024.

DUDEN. <https://www.duden.de/rechtschreibung/verrueckt>; Abgerufen am 30. Juli 2024.

DUDEN. <https://www.duden.de/rechtschreibung/verruecken>; Abgerufen am 30. Juli 2024.

DWDS. Der deutsche Wortschatz von 1600 bis heute. <https://www.dwds.de/wb/Kladderadatsch>; Abgerufen am 18. Juli 2024, 2016.

Kretschmer, D. C. Gelbe Liste. Pharmindex. <https://www.gelbe-liste.de/krankheiten/depression#>; Abgerufen am 15. Juli 2024, 2022.

Kretschmer, D. C. Gelbe Liste. Pharmindex. <https://www.gelbe-liste.de/krankheiten/angststoerung>; Abgerufen am 15. Juli 2024, 2022.

Oberberg Kliniken.

<https://www.oberbergkliniken.de/krankheitsbilder/hochfunktionale-depression>; Abgerufen am 22. August 2024.

Pfeifer, W. Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache <https://www.dwds.de/wb/etymwb/verruickt>; Abgerufen am 30. Juli 2024, 1993.

Tobi Katze. <http://tobikatze.de>; Abgerufen am 22. September 2024.

Von Brücken. <http://vonbruecken.de>; Abgerufen am 22. September 2024.

Wikipedia. <https://de.wikipedia.org/wiki/Ärmelkanal>; Abgerufen am 04. September 2024.

## **VZKF Student Research Papers**

Das VZKF fördert den wissenschaftlichen Nachwuchs. Im „Nachwuchsportal“ des *Virtuellen Zentrums für kultursemiotische Forschung* auf der Webseite [www.kultursemiotik.com](http://www.kultursemiotik.com) besteht die Möglichkeit eines hochschul- und fachstudiengangüberschreitenden Austauschs für Studierende und Graduierte mit semiotischen Studien- und Forschungsinteressen.

Mit der Open Access-Publikationsreihe *Student Research Papers* werden Arbeiten des wissenschaftlichen Nachwuchses der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In vielen Studiengängen entstehen qualitativ hochwertige Hausarbeiten, denen ebenso wie den meisten Bachelor- oder Master-Abschlussarbeiten keine öffentliche Beachtung zuteil wird, obwohl sich darunter engagierte Schriften finden, die mit hochinteressanten Ergebnissen aufwarten oder auch solche, die Gegenstände überhaupt erstmalig wissenschaftlich erschließen.

Die in den *VZKF Student Research Papers* veröffentlichten Arbeiten verdienen nach Auffassung der Redaktion mehr Aufmerksamkeit als ihnen im Rahmen studentischer Prüfungsleistungen normalerweise zukommt und sie können in der Bearbeitung ihrer Themenstellung, in Argumentationsstruktur und Interpretationsleistung als Beispiel und Orientierung für Studierende gelten, die eine schriftliche Prüfungsleistung zu erbringen haben. Aber auch Forschungsbeiträge von Graduierten und Promotionsstudierenden werden in den *SRP* publiziert.

Die Redaktion des VZKF übernimmt keine Gewähr für die Fehlerfreiheit der Texte – der personelle Aufwand für ein professionelles Lektorat wäre zu hoch. Kleinere formale Mängel werden als tolerierbar erachtet, wenn die Arbeiten fachlich bereichernde Einsichten und Ergebnisse bieten.

Für die Inhalte und die Einhaltung des Urheberrechts (dies betrifft insbesondere den korrekten Umgang mit fremdem geistigem Eigentum im Nachweis von Zitaten und Paraphrasen) zeichnen die Autor\*innen selbst verantwortlich.

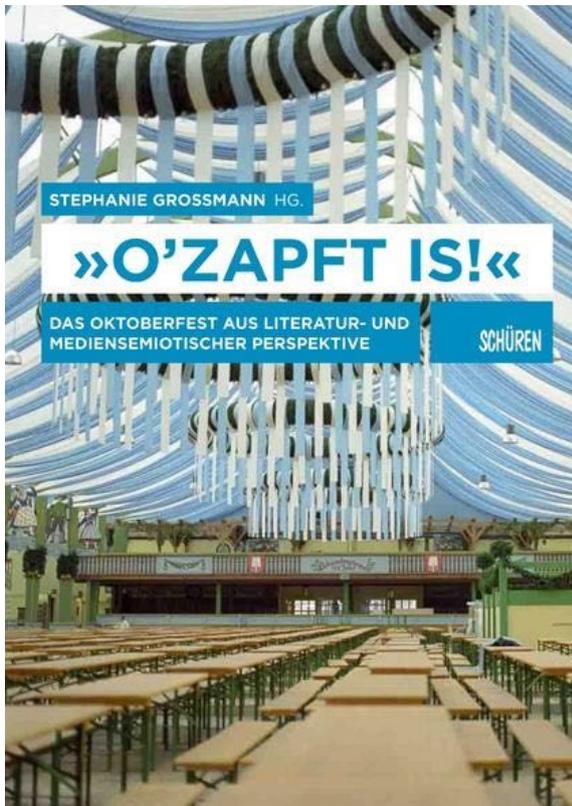
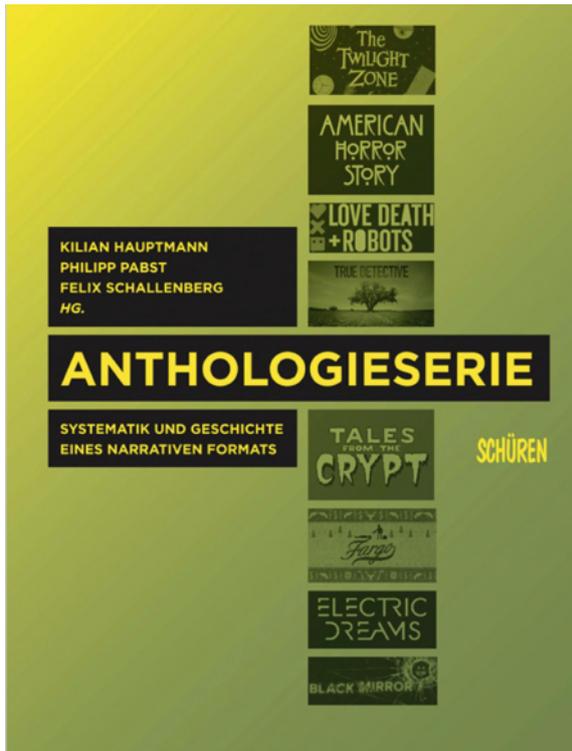
# Titelübersicht – Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik

## Printreihe | Verlag Schüren



# SCHÜREN

# Neuerscheinungen



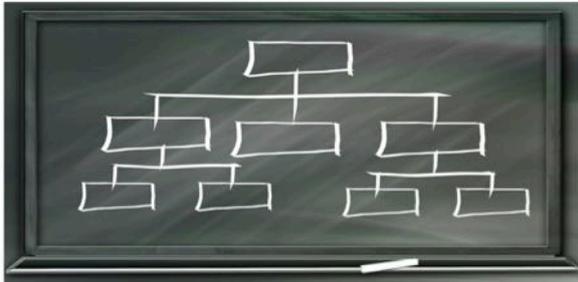


**Schriften zur  
Kultur- und Mediensemiotik**  
Online | No. 3/2017 – Sonderband

Herausgegeben von Martin Nies

**Semiotik und Arbeitswelt**

Zeichentheoretisch basierte Praktiken  
in Medienproduktion, Kulturvermittlung,  
Produktvermarktung und Unternehmensführung





Alle Ausgaben sind im full Open Access auf [www.kultursemiotik.com](http://www.kultursemiotik.com) und in Open Journal Systems erhältlich.

